This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

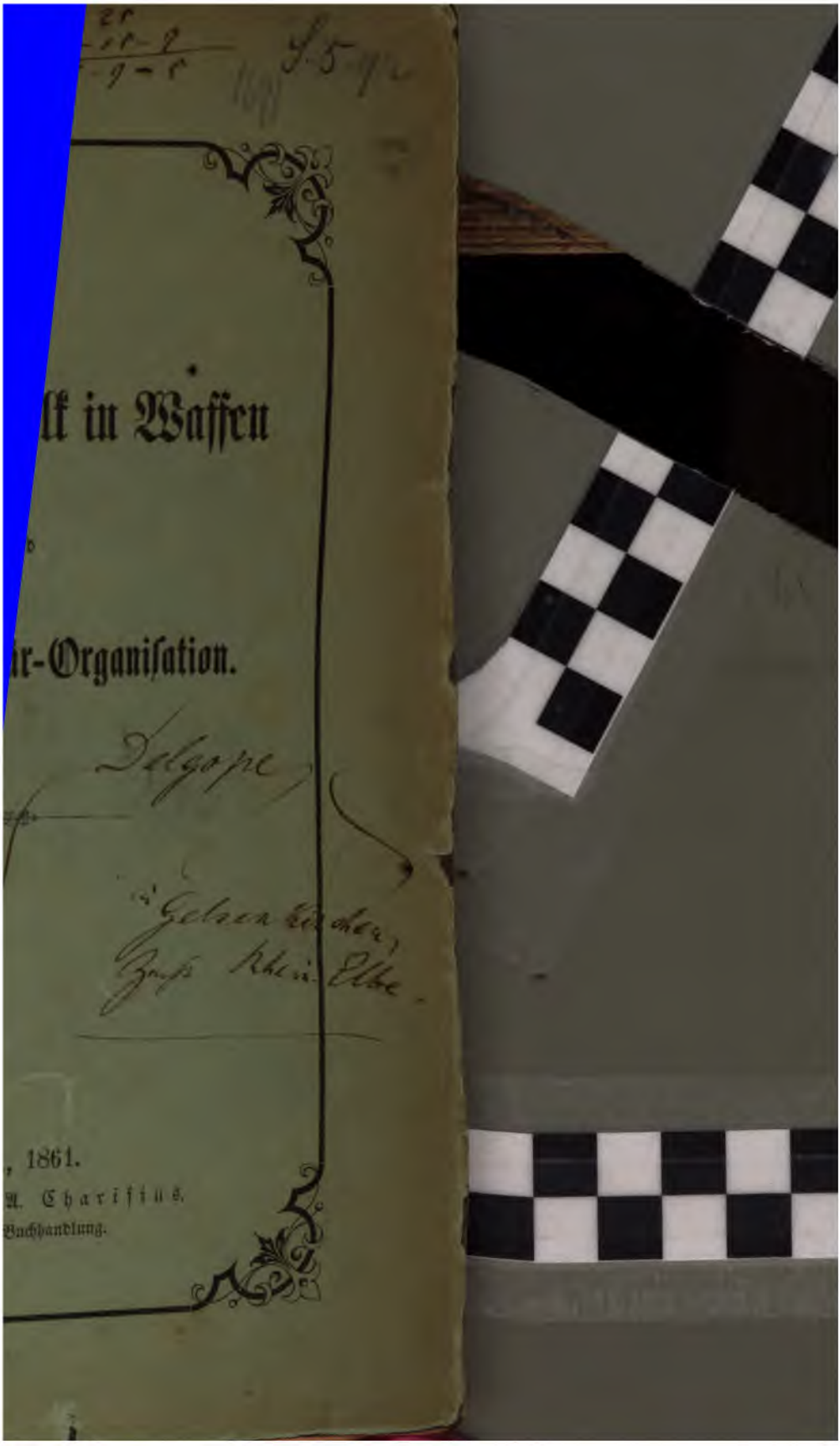
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



lk in Waffen

ar-Organisation.

Delgope

in Gelsenkirchen,
Zuß Rhein-Elbe.

, 1861.

A. Charisius.

Buchhandlung.

FORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Das

Preußische Volk in Waffen

und

die neue Militär-Organisation.

CMU LIBRARY

Berlin, 1861.

Verlag von A. Charisius.

Lüderitz'sche Buchhandlung.

355.0943
P943

331582

STANFORD LIBRARY

Inhalt.

		Seite
I.	Vorrede und Einleitung	1
II.	Die Entwickelung des preußischen Heeres. — Das stehende Heer und die Landwehr von 1813—1815	8
III.	Die preußische Armee nach den Befreiungskriegen. — Das Jahr 1848 und seine Wirkung auf stehendes Heer und Landwehr	19
IV.	Das Junkerthum und die Kreuzzeitungspartei in ihrer Stellung zu den Reformen in der Armee	27
V.	Die neue Militär-Organisation und ihre Motivirung in socialer und staats-ökonomischer Beziehung	40
VI.	Die neue Militär-Organisation und ihre Motivirung in politischer und militärischer Beziehung im allgemeinen	53
VII.	Das preußische Volk in Waffen und die militärische Jugend-Erziehung	61
VIII.	Die preußische Infanterie und ihre Dienstzeit	69
IX.	Die preußische Kavallerie und ihre Dienstzeit	94
X.	Die Artillerie. — Das Ingenieur-Corps. — Der Train	103
XI.	Die Offiziere des stehenden Heeres. — Der Adel in der Armee. — Die Kadettenhäuser. — Das Avancement „außer der Tour"	108
XII.	Die Unteroffiziere und die einjährigen Freiwilligen. — Die Landwehroffiziere. — Juden und Duelle	121
XIII.	Die preußische Marine. — Deutschland. — Schluß	130

I.

Vorrede und Einleitung.

„Der Mann muß den Muth seiner Meinung unter jeglichen Umständen haben, besonders aber dann, wenn er sich berufen glaubt, an die Oeffentlichkeit zu treten. Aus diesem Grunde habe ich die Anonymität verschmähet und so wenig ich auch der Feder gewachsen bin, dennoch kein Bedenken getragen, in einem Augenblick, wo die wichtigsten Interessen unseres Vaterlandes in Frage gestellt werden, frei mit meiner Meinung hervorzutreten". So beginnt der General-Lieutenant z. D. Graf Lüttichau seine Vorbemerkung zu den „Betrachtungen aus Anlaß der Militär-Vorlage" und der Verfasser der vorliegenden Schrift hätte hinreichend Grund, die seinige eben so anzufangen. Er hat sich lange Zeit in der Armee umgesehen, um sich über militärische Dinge ein Urtheil erwerben zu können, und auch er erkennt die Verpflichtung an, daß in einer so großen Frage, wie die neue Militär-Organisation sie für das Land bietet, sich jedermann hören lassen sollte, welcher etwas davon zu verstehen glaubt, damit sie immer mehr zur Klarheit sich durcharbeite. Was aber den Muth seiner Meinung unter jeglichen Umständen und das freie Hervortreten damit betrifft, so glaubte der Verfasser auch an diese Errungenschaft, als damit unter der, will's Gott, seligen Manteuffelschen Regierung das neu eingeführte öffentliche Stimmrecht bei den Wahlen gerechtfertigt wurde; er ist jedoch bald eines Andern belehrt worden. Zwar hat die „neue Aera" auch hier Vieles geändert und wir haben selbst erlebt, daß höhere Beamte, welche vor drei Jahren bei den Wahlen gegen das bestehende Ministerium agitirten und stimmten, trotzdem bald darauf decorirt und wohl auch befördert wurden; indessen so edle und große Menschen, die gleich Cäsar und dem vierten Heinrich die ihnen erwiesenen Kränkungen mit Wohlthaten erwiedern, sind selten, und daher erscheint es doch immer besser, vorerst die Sache sich selbst vertheidigen zu lassen, ohne die Person einzumischen, noch dazu, wenn es dieser letztern gar nicht

um irgend einen Ruhm, am wenigsten einen schriftstellerischen, zu thun ist. Wenn auch Ueberzeugung und Ansichten aus einem warmen patriotischen Herzen kommen, es ist unvermeidlich, daß sie mit denen Anderer oder doch mit mancherlei Interessen in Widerspruch treten, und da ist es denn immer schlimm, sich auf öffentliche Diskussionen besonders da einzulassen, wo man oft auf der einen Seite auf den Kern der Sache nicht eingehen will, auf der andern es nicht überall darf.

So nennt beispielsweise der obengenannte edle Herr von vornherein die Idee von den natürlichen Grenzen „eine stupide Landkarten-Ansicht" und die von der Nationalität ein „blödsinniges Princip". — Nun ist aber eine natürliche Grenze eine solche, welche der Nachbar bei feindlicher Absicht ohne größere Vorbereitungen nicht zu überschreiten vermag, während sie diesseits dagegen gestattet, die zur Vertheidigung des Landes getroffenen Maßregeln besser zu maskiren, und solche Grenzen sind gar nicht zu verachten, vielmehr wäre zu wünschen, daß Preußen sie nach allen Seiten und arrondirt besäße. Meere und Gebirge sind besonders dazu geeignet, und ohne das Riesengebirge als natürliche Grenze gegen Oestreich wäre eine Schlacht bei Hohenfriedberg gar nicht möglich gewesen. Große Flüsse oder Ströme sind nur für Den eine natürliche Grenze, welcher sich im Besitz der Uebergänge befindet, und deshalb sahen sich die Franzosen bald genöthigt, als der Rhein ihre Grenze war, sich auch jenseits oder vielmehr diesseits festzusetzen und auszubreiten. Daher ist deren Geschrei nach der Rheingrenze nicht Bedürfniß größerer Sicherheit, sondern Eroberungslust, und sobald es ertönt, hat Deutschland Ursache, auf der Hut zu sein. — Es giebt freilich noch eine bessere Grenze als die natürliche, und das ist die, wo auf der einen Seite Tyrannei, Druck und Lüge, auf der andern Gesetz, Recht und Wahrheit herrschen, denn da wird sich stets dort Schwäche und Zwang, hier Muth und Opferfreudigkeit zur Abwehr finden. Die Vortheile einer solchen Grenze auf ihre Seite zu bringen, müßte daher das Ziel jeder guten Regierung sein.

Ein Volk, ein Reich! — Dieser Ruf geht jetzt durch ganz Europa von jenen Volksstämmen aus, welche bei einerlei Sitte und Sprache die Fähigkeit zur selbstständigen Existenz in sich fühlen. Ein großer Theil der revolutionären Bewegungen unserer Zeit findet in dem Drängen nach diesem Ziele seine Erklärung, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie eher aufhören, als bis es wenigstens in der Hauptsache erreicht ist. Daß man einst die Völker wie Viehheerden vererben und erwerben, erobern, theilen und verkaufen konnte, wie es eben den Treibern beliebte, büßen jetzt die jüngeren Generationen. — Deutschland war oft der Markt

für solchen Völkerschacher; ist ihm nun jetzt das Streben zu verargen, ihn wenigstens für die Zukunft zu verhüten? Gönne man ihm doch das Bißchen Nationalgefühl, was sich jetzt mit so großer Mühe allmählich Bahn brechen will. Was war es denn Anderes, als die braven Hessen Gut und Blut daran setzten, die französische Herrschaft wieder mit der ihres angestammten Regentenhauses zu vertauschen und was könnte ihnen jetzt dafür einigen Trost gewähren, wäre es nicht das Gefühl, wenigstens Deutsche zu sein.

Preußen hat das Glück, der größte rein deutsche Staat zu sein und ist deshalb vor allen berufen, diesem deutschen Nationalgefühl Ausdruck zu geben. Daß ungefähr vier Procent seiner Einwohner Polen sind, kommt dabei wenig in Betracht, und dennoch sind ihm diese wenigen Polen ein Dorn im Fleische. Aus diesem Grunde könnte selbst ein ganz guter Preuße wünschen, diese Polen, welche doch namentlich im Bereich ihrer Aristokratie für alle Wohlthaten der preußischen Regierung stets unempfänglich bleiben werden, etwa an Rußland verschenkt zu sehen, wenn damit nur nicht zugleich so viele unserer deutschen Brüder und unser Schutz und Hort gegen Osten, die schöne Festung Posen, mit in den Kauf gegeben werden müßten. Kein guter Hausvater vertraut aber nicht ganz sichern Freunden den Hausschlüssel, wenn es auch nur ein Drücker wäre. —

Dies Alles wird hier nur angeführt, um den Beweis zu liefern, daß man mit den achtungswertheſten Persönlichkeiten in einzelnen Dingen doch verschiedener Meinung sein könne; ja, der Verfasser zollt dem ebengenannten General, Grafen Lüttichau, nicht allein deshalb die größte Verehrung, daß aus seiner Schrift eine wahrhaft edle Gesinnung und die höchste Vaterlandsliebe hervorleuchtet, sondern vorzugsweise auch mit darum, weil seine Schrift zu den wenigen aus militärischer Feder gehört, in welcher nicht die so beliebten Schlag- und Stichwörter gegen die Demokratie gebraucht werden. Der ehrwürdige Kämpfer für Freiheit und Recht aus den Jahren 1813—15 mag recht gut wissen, wie es mit dieser so verschrieenen preußischen Demokratie eigentlich beschaffen ist, und daß in einem Staate, der erst durch sein erhabenes und geliebtes Regentenhaus entstanden, mit ihm innig verknüpft und emporgewachsen, durch dasselbe stets einer gedeihlichen Entwickelung entgegengeführt ist, mit ihm steht und fällt, — die Demokratie, der eigentlichen Bedeutung des Worts nach, niemals Wurzel fassen konnte und kann, daß aber, wenn man sie einmal so nennen will, demokratische Ideen und Institutionen in einem Volke ihre volle Berechtigung haben, in welchem keine einzige Erinnerung aus seiner Geschichte sich an Verdienste knüpft, welche seine

Aristokratie, als Ganzes genommen, für das Wohl des Landes sich erworben hätte, und in welchem, was Einzelne aus diesem Kreise mit Geist, Kraft und edlem Streben wirkten, durch die große Anzahl Derer vergessen gemacht wird, welche sogar dabei störend und hemmend in den Weg traten, sobald sie in schnöder Selbstsucht ihre eigenen Interessen nur entfernt bedroht sahen. — Preußens Volk hat von seiner Aristokratie andere Ueberlieferungen als z. B. das englische. Es hat noch frisch im Gedächtniß, daß die aus ihrer Mitte entnommenen Führer in Verwaltung und Heer zu Anfang des Jahrhunderts den Staat an den Abgrund des Verderbens brachten, und daß nur erst das Hinzutreten des tüchtigen, opferwilligen Bürger- und Bauernthums den seinem geliebten Königshause angethanen Schimpf glänzend rächte und Preußen so hehr und groß wieder hinstellte, wie es nie zuvor gewesen war, und wie es auch bleiben wird, sündigt es nicht wiederum gegen den Geist, der seine Existenz einzig und allein bedingt.

Die Lage des preußischen Staates in lang gestreckter, zerrissener Gestalt mit ausgedehnter Küstenstrecke, fast genau in der Mitte Europa's, macht es erklärlich, daß er von allen großen politischen Fragen, welche in diesem Erdtheile zum Vorschein kommen, scharf berührt und bewegt wird. — Preußens schwankende, oft schwächliche Politik dabei erklärt sich mit aus dem Umstande, daß es keinem seiner Nachbarn vertrauen kann. Alle Welt weiß, daß der gewandte Franzose eine besondere Vorliebe für den Kölner und Mainzer Dom hat und wohl nicht aus bloßem Kunstsinn. Der glückliche Belgier hat noch so mancherlei im Gedächtniß, und der phlegmatische Holländer bewacht mißtrauisch sein Rhein-Delta jusqu'à la mer. Der trotzige Däne höhnt mit der Keckheit eines Hundes, welcher den Löwen — im Käfig — anbellt, und dem tapfern Russen ist es nicht gleichgültig, daß er den preußischen Grenzzoll passiren muß, wenn er auf seiner Weichsel eine Fahrt bis zur Ostsee machen will. Der schlaue Oestreicher ist stets bereit, nach der bekannten Schüssel-Anekdote, dem Preußen gegenüber sich wieder die großen Krebse zuzudrehen, und die übrigen Deutschen, oder wohl richtiger deutschen Fürsten, sind wohl heute der Mehrzahl nach noch dasselbe, was sie zur Zeit waren, als unser großer Kurfürst mit gesammter Wehrkraft am Rhein Deutschland vertheidigte, und sie ruhig und schadenfroh zusahen, als seine Stammlande unterdessen vom Nationalfeinde ausgeplündert wurden. — Genug, der preußische Staat ist von allen Seiten bedroht, gehaßt, beargwöhnt oder ist doch ohne alle Sympathie, was man auch dagegen sagen mag. Ein solcher Staat ist für seine Existenz auf die eigene Kraft angewiesen; er

muß nicht allein eine Großmacht sich nennen, sondern auch sein, und kann dies nur durch ein tüchtiges, stets bereites Kriegsheer, durch den Geist und die Intelligenz seiner Bürger und durch geordnete Finanzen. — Ueber diesen Punkt sind wohl alle Parteien im Lande einig, die es wahrhaft ehrlich mit dem Vaterlande meinen; aber die liberale Partei scheint dabei mehr als die reaktionäre sich dessen bewußt zu sein, wie hier das Eine auch das Andere nothwendig bedingt. —

Das preußische Volk hat seit Jahrhunderten bereitwillig die größten Opfer gebracht, wenn es galt, den Glanz und die Macht der Krone, das Glück und die Größe des Vaterlandes zu fördern, und die Geschichte weiß bis zur neuesten Zeit nicht viel davon zu erzählen, daß gerade die Aristokratie des Landes dabei mit so besonders gutem Beispiele vorangegangen wäre. — Auch die liberale Partei will ein tüchtiges preußisches Kriegsheer, aber sie hat nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige, sie hat die wirksame Vertheidigung des Vaterlandes und seiner Interessen, nicht dem wahren Wohl des Landes fern liegende Nebenzwecke im Auge. Eine gute Hausfrau sorgt zunächst für gute und ganze Wäsche im Hause, bevor sie an Putz etwas wendet, und wir haben in Preußen noch viel alte, zerrissene Wäsche, welche der Ausbesserung und Ergänzung durch neue dringend bedarf. — Die Geschichte lehrt, daß mit einem großen stehenden Heere es allein nicht gethan ist, wenn nicht eine gute Finanzwirthschaft und der rechte Geist in Volk und Heer ihm zur Seite stehen. Die zerrütteten Finanzen haben Frankreich vor allem der Revolution überliefert, so wie Oestreich seinem Untergange nahe gebracht. Trotzdem der energische Nikolaus die Thätigkeit seines ganzen Lebens auf sein stehendes Heer verwandt hatte, unterlag dies in der Krim, und das Königreich Neapel, das ein starkes, disciplinirtes Heer mit langer Dienstzeit (es war sogar Ferdinand's Lieblingsspielzeug) besaß, wurde im wahren Sinne des Worts von einem kühnen Bandenführer mit einer schwachen Freischaar aufgerollt und seinem Königlichen Freunde zugesteckt. —

Der große Montecuculi sagte einst: Zum Kriege sind drei Dinge nothwendig: Geld, Geld und abermals Geld. — Das war zu einer Zeit richtig, als die Soldaten eine käufliche Waare waren, wie es in ähnlicher Art jetzt die Banditen Neapels dem legitimen Könige Franz sind. Heut zu Tage sind andere Dinge zum Kriege nothwendig. Die Begeisterung des Heeres für den Krieg, der rechte Geist und die größte Opferwilligkeit im Volke; endlich die höchste Anspannung der Steuerkraft des Landes, um die zur Zeit auftretenden großen Heeresmassen zu erhalten. Nimmt nun schon der Friede diese Steuerkraft übermäßig in

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Das

Preußische Volk in Waffen

und

die neue Militär-Organisation.

STANFORD LIBRARY

Berlin, 1861.

Verlag von A. Charisius.

Lüderitz'sche Buchhandlung.

mit welchen Preußen schon einmal banquerott gemacht hat, und da ist es denn kein Wunder, daß sich dabei der altpreußische Geist diesem kreuzzeitlich-neupreußischen scharf gegenüber stellt. Mit kurzen Worten, die liberale Partei will mit den neuen Einrichtungen auch im Heere vorwärts, die reaktionäre aber will auch hier damit rückwärts und giebt sich, trotz der im Lande allgemein dagegen auftretenden Meinungen, dabei ein so unschuldiges Ansehen und ist ihres Erfolgs schon so sicher, daß der Verfasser der Broschüre „die Militär-Vorlagen, ihre Gegner und ihre Freunde" sogar schon die Discussion als geschlossen ansieht und die Unterstützung, welche die Anträge der Regierung gefunden haben, von dem tüchtigen, patriotischen Sinne der militärischen Kreise, aus denen sie hervorgegangen, Zeugniß ablegen läßt.

II.

Die Entwickelung des preußischen Heeres. — Das stehende Heer und die Landwehr von 1813—1815.

Die neuen Militär-Vorlagen legen wieder eine besondere Betonung auf die allgemeine Wehrpflicht jedes Preußen vom 17ten bis zum 50sten Jahre und bieten damit jetzt nichts Neues. Der Reaktion erscheint es aber für ihre Zwecke nicht recht passend, daß das darüber vorhandene Gesetz eigentlich erst der französischen Revolution sein Dasein verdankt, wahrscheinlich deshalb, weil die daraus eben so natürlich zu ziehenden Konsequenzen ihr im Wege sind. Diese Thatsache ist einfach aus dem Umstande zu schließen, daß mit einemmale Schriften und Leitartikel aus diesem Kreise auftauchen, welche die allgemeine Wehrpflicht in Preußen als eine schon seit Jahrhunderten bestehende Sache darstellen möchten, die sich ganz von selbst verstände. So einfach liegt die Sache denn aber doch nicht, und sie läßt sich sehr wohl auch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten.

Im Mittelalter lieferte bekanntlich den Fürsten zu ihren Kriegen, welche meist nur speciell in ihrem persönlichen Interesse geführt wurden, das Lehnssystem die Streitkräfte, und bei ergangenem Aufgebot hatten Fürsten, Grafen und Herren nach ihrer Belehnung ihre Dienstmannen zu stellen, welche wiederum aus den von jenen belehnten Rittern und den zur persönlichen Dienstleistung verpflichteten Knechten bestanden. Sonst galt der Grundsatz „Freier Besitz, freie Leistung"; jedoch blieb in einem kriegerischen Volke und Zeitraume auch die letztere nicht aus, und sie gewann

von Seiten der Städte, als die Hohenzollern Recht und Gesetz im Vaterlande wiederherstellten und durch Züchtigung des rohen und raubsüchtigen Adels Handel und Wandel wieder sicherten, eine große Ausdehnung. Denn die Bürger, in ihrem steten Ankämpfen gegen die Wegelagerer, und stets in ihren Mauern von diesen bedroht, waren in jener Zeit noch wehrhafte Männer, und nur zu oft rückten die Gilden wohlgerüstet unter ihren Führern hinaus, klopften den frechen Räubern auf die Finger, und mancher der „edlen Herren" zierte den Galgen auf dem Markte der Stadt.

Auch später gaben die Städte bereitwillig Geld und Mannen her, ihren Fürsten zu helfen, die widerspenstigen Vasallen zum Gehorsam zu bringen, und legten so selbst den Grund zur absoluten Fürstengewalt. Denn die durch das Lehnssystem herbeigeführte Abhängigkeit von den Lehnsträgern mußte den Regenten bald sehr lästig werden, und um sich davon frei zu machen, benutzten sie die so gewachsenen Einkünfte zum Anwerben von solchen Leuten, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, und so entstanden wiederum die stehenden Heere. Der Adel, welcher sich von jeher auf seinen Vortheil und sich stets den Verhältnissen anzupassen verstand, sonst so trotzig, fügte sich jetzt der nun mächtig gewordenen Fürstengewalt, behielt wohlweislich die ihm bisher für die zu leistende Dienstpflicht gewährte Steuerfreiheit, stellte sich in den sogenannten Ständen dem Fürsten zur Seite und nahm nun von Diesem „Bestallungen als Kriegs-Obersten" an, welche ihm in Ueberschuß die Geldmittel boten, selbst Regimenter anzuwerben, und dabei das Recht gewährten, die Offiziere derselben natürlich zunächst aus der eigenen Genossenschaft zu ernennen. —

Die Folge dieses Verfahrens war eine neue Art der Abhängigkeit der Fürsten, wodurch z. B. unter Georg Wilhelm es möglich war, daß Politik und Heer Brandenburgs ganz zur Verfügung Oestreichs gestellt werden konnte. Zu Anfang der Regierung unseres großen Kurfürsten steigerte sich das unloyale Treiben einiger dieser Herren bis zum Verrath an Fürst und Vaterland, aber Friedrich Wilhelm der Große war nicht der Mann dazu, mit ihnen viel Federlesens zu machen. Er brachte die „Herren" bald zur raison; fortan ging jede Bestallung als Offizier wieder direct von ihm aus, und wie wenig er dabei auf Geburtsadel gab, geht außer mehreren Fällen schon daraus hervor, daß er den frühern Schneidergesellen, aus dem schwedischen in den brandenburgischen Dienst übergetretenen General Derfflinger, freilich den tüchtigsten Reiterführer und Feldherrn, welchen Brandenburg je gehabt hatte, zu seinem Feldmarschall und Gouverneur von Pommern machte. Er begünstigte die

Werbungen im Lande, weil er wußte, daß seine Brandenburger „mit geringem Gut" gern dienten ihrem geliebten Kurfürsten „mit ihrem Blut", und er nahm deshalb nicht gern Ausländer in seinen Dienst, trotzdem sich damals des Kriegsgesindels viel im Lande umhertrieb. Politik und die Noth der Zeiten zwang ihn auch zum Halten eines stehenden Heeres von bedeutender Stärke, aber an eine allgemeine Dienstpflicht der Unterthanen wurde dabei eben so wenig als früher gedacht.

Mit der Erhebung Preußens zum Königreich änderte sich wiederum die Stellung des Adels im Lande. Durch Hof- und Briefadel in hohem Grade vermehrt, durch Abschließen von jeder industriellen Thätigkeit immer mehr verarmt, wurden jetzt aus den frühern Gegnern und widerspenstigen Vasallen die gehorsamsten, unterwürfigsten und ergebensten Diener des Königs. Als solche drängten sie sich zu den ergiebigen Hof- und Staatsämtern; sie erkannten bald, daß in den Offizierstellen der nunmehr preußischen Armee für sie und ihre zum Theil bei den Majoraten leer ausgegangenen Söhne recht eigentlich das passendste Unterkommen sich fände, welches bei nicht zu mühevoller Vorbereitung und Beschäftigung, mit äußerm Glanze verbunden, besonders in den höhern Stellen auch ziemlich einbringlich war.

Den Regenten war es natürlich sehr willkommen, die Herren Junkers, wie sie Friedrich Wilhelm I. zu Zeiten bei der Rüge ihres Uebermuths in seiner deutschen Derbheit nannte, in dieser Art persönlich von sich abhängig gemacht zu sehen, und Friedrich der Große wußte, wie überall, so auch hier, recht gut, was er that, als er diese Stellung des Adels in der Armee begünstigte, obwohl er auch sehr gut verstand, da, wo es in Verwaltung wie im Heere auf besondere Intelligenz, Thätigkeit ꝛc. ankam, sich auch dazu der bürgerlichen Elemente zu bedienen.

So kam es, daß der Adel bald fortan die Armee als seine Versorgungsanstalt betrachtete und sie gleichsam als seine Domäne ansah. So erklärt es sich, daß er bis auf die neuesten Zeiten als Korporation stets dahin strebte, das nach seiner Ansicht sich unberechtigt eindrängende Bürgerthum, so viel er konnte und die Königliche Gewalt es eben zuließ, wenigstens aus dem Genuß der Vortheile der höhern Stellen auszuschließen. Sonst wird es jetzt selbst keinen Adligen mehr geben, welcher im Ernst glauben sollte, daß nur der Adel sich zu den niedern wie höhern Offizierstellen in der Armee eignete, etwa deshalb, weil einige adlige Offiziere sich auszeichneten, als es noch keine andern gab; und wäre es der Fall, so könnte man mit demselben Recht die Klassen des Volks als besonders dazu befähigt ansehen, aus welchen ein Derfflinger, Scharnhorst

und so viele andere Helden hervorgingen. — Indessen ein Privilegium ist immer bei der süßen Gewohnheit des Daseins eine schöne Sache, und wer es einmal besitzt oder auch nur besaß, giebt es so leicht nicht wieder auf, von der Erlaucht bis zum Nachtwächter. — Und ist denn das Bürgerthum, das kein Privilegium des Adels anerkennen will und sich dadurch verletzt fühlt, um ein Haar anders? Haben wir nicht noch in neuester Zeit erleben müssen, daß aus ihm Leute für Zunft- und Gewerbezwang sprachen, welche ihren Wohlstand selbst nur der Gewerbefreiheit danken, die aber nun alt und träge geworden, die Concurrenz und Rührigkeit der neu herangewachsenen Jugend scheuen und deshalb jetzt um Erneuerung des verrotteten Privilegiums betteln, dem Publicum wieder schlechte Waare für hohe Preise aufnöthigen zu können?

Wie dem nun auch sei, die preußische Armee erhielt durch den angeführten Umstand im Laufe des vorigen Jahrhunderts immer mehr eine andere Gestalt, und zwar nicht zu ihrem Vortheil. Das intelligente Bürgerthum und der freie Bauernstand dankten natürlich für die Ehre, ihre Söhne nur zu den niedrigen Stellen im Heere herzugeben, Stellen, die ihnen für die Zukunft nichts weiter boten, als Mangel, Elend, Mißhandlung, Verkrüppelung und Tod. Dadurch wurde der freiwillige Eintritt in die Armee immer seltener und fand nur noch von Subjecten statt, welche Noth, Verzweiflung oder Verbrechen dazu führten. Um so eifriger mußten die Werbebüreaus für Ergänzung der Armee sorgen, und da das Inland in den zur Vermeidung von Collisionen der Werber abgetheilten Bezirken (Cantons) nicht hinreichendes Material darbot, so wurden die Werbungen im Auslande oft in einer Art betrieben, welche die Achtung vor Preußen im „Reiche" eben nicht erhöhte. Eine Abhülfe war dabei schwer zu treffen, denn, gewann auch zuletzt die sogenannte Cantonpflichtigkeit eine größere Ausdehnung, sie erstreckte sich doch nur auf den ärmeren, unfreien, rechts- und hülfsloseren Theil des Volkes; der frühere väterliche Absolutismus in Preußen hatte eine viel zu hohe Achtung vor dem Recht jedes Unterthanen, um auch nur an eine allgemeine Dienst- oder Wehrpflicht unter den damaligen Umständen zu denken. — So war die Armee, was Unteroffiziere und Gemeine betraf, bald aus den wunderlichsten Elementen zusammengesetzt. Neben dem durch Hinterlist der Werber verlockten, aus Noth und Verzweiflung eingetretenen oder durch mehr oder weniger Zwang aufgegriffenen Handwerksburschen ꝛc., dem leibeigenen Bauernknecht befand sich in derselben das liederlichste Gesindel aus aller Herren Länder. Zur Handhabung von Ordnung und Disciplin mußten hier Stock, Fuchteln und Spießruthen das Meiste thun; aber eben damit

steigerte sich der Abscheu des soliden Bürgerthums vor solcher Armee. „Wer seinen Eltern nicht folgt, muß dem Kalbfell folgen" war die väterliche Warnung des ehrbaren Bürgers, und in einem Städtchen der Altmark ist wohl noch heute die Ordre zu lesen, nach welcher „ein, nach so vielen Strafen als ganz unverbesserlich erkanntes, für die Welt fortan unbrauchbares Subject sofort in das Königliche Hochlöbliche Artillerie-Regiment zu Magdeburg einzustellen sei". — Das Offizier-Corps nahm damals eine ganz besondere Stellung ein. Da das wahrhaft jämmerliche Gehalt der Lieutenants weder mit ihren Gewohnheiten noch mit den von ihnen an das Leben gemachten Ansprüchen im Verhältniß stand, so mußten sie sich mancher Demüthigung unterziehen, sich freuen, wenn sie bei dem glücklich situirten Compagniechef offene Tafel hatten, und nur zu oft fielen sie den Wucherern in die Hände, welche Geld zu den ungeheuersten Zinsen herliehen, auf Kredit der — künftigen Compagniechefs. War diese Stellung endlich erreicht, dann freilich hatte alle Noth ein Ende, denn diese Stellen waren so einträglich, daß die hohen Generäle nebenbei Chef einer Compagnie verblieben. Die Quellen des Einkommens von circa 3—4000 Thlr. jährlich lieferte dabei die Verwaltung der Compagnie, d. h. das Traktament, die Bekleidung und Verpflegung der untergebenen Leute. Die sonst so ehrenfesten, kriegerischen Herren verstanden in Ausbeutung dieser Quellen wirklich das Höchste zu leisten.

Der Staat gab hinreichende Montirungsgelder; aber da die Ueberschüsse den Chefs zu gute kamen, so war die Oekonomie in der Bekleidung mehr als meisterhaft. — Von Außen erschien der Soldat bekleidet, aber Hemde wie Weste waren nur Vorstöße; die nur bis zu den Knien gehenden Beinkleider bedeckten kaum die Blöße; aber an den Kamaschen, welche immer naß angezogen werden mußten, damit sie ohne Falte blieben, durfte kein Knopf fehlen. Der Rock war von einem Zeuge, das wirklich aus der Ferne wie Tuch aussah, und schon die Idee, dem Soldaten bei dieser warmen Bekleidung noch einen Mantel zu geben, würde damals den Chefs ein Grauen erregt haben. In den Winterlägern lagen die Braven unter dünnem leinenen Dach zu sechs Mann, wie Häringe geschichtet, und einer war dabei des andern Wärmflasche. —

Glücklicherweise bedurfte die Bekleidung im Frieden keiner großen Haltbarkeit, da sie in der Regel nur wenige Wochen während der Besichtigungen von den Betreffenden getragen wurde. Den größten Theil des Jahres waren diese als *Beurlaubte* auf die umliegenden Güter ꝛc. geschickt, um sich ihr Tagelohn durch Arbeit zu verdienen, während der Chef ihr Traktament einsteckte. — Diese Beurlaubung fand aber nicht allein

in die Ferne statt, es gab auch Beurlaubte in den Garnisonen, ja unter den Augen des Compagniechefs in den Kasernen, und das waren die sogenannten Freiwächter. — Gleich den Janitscharen in Konstantinopel waren oder wurden die Soldaten Handwerker, schusterten und schneiderten, hämmerten und klopften, strickten und flochten — Alles für den Compagniechef, der für die dazu gewährte Zeit die Emolumente einzog. — Wenn erwiesen ist, daß zu jener Zeit die Soldaten bei zwanzigjähriger Dienstzeit noch nicht den zwölften Theil dieser Zeit wirklich in Dienst waren und daß, was sie außer dieser Zeit gekostet hätten, zum kleinsten Theil dem Staate, zum größten Theil dem Chef zu gut kam, so wird man begreifen, daß eine Compagnie für diesen eine ganz anständige Domäne war, welche zu Zeiten den Herrn Bruder und Majoratsherrn auf seinem Gute nicht weiter beneiden ließ. —

Unter den Soldaten gab es damals mehr Verheirathete, als sich jetzt im Verhältniß in der Landwehr ersten Aufgebots befinden möchten. Die Compagniechefs begünstigten sogar das Heirathen, denn es gab mehr arbeitende Hände, der Mann wurde sicherer d. h. lief nicht so leicht davon, was immer auf Kosten des Chefs geschah, und für Frau und Kinder gab es wiederum Entschädigung an Servis, Brot, Kindergeldern ꝛc. Die Soldaten-Kinder lieferten zugleich die zukünftigen Rekruten, und aus diesem Grunde gaben die Chefs um so lieber den Heirathsconsens, je größer an Gestalt die Braut war; wohl ein Vorurtheil, aber es war vorhanden. —

Aus diesem gemüthlichen Treiben in der Armee scheuchte die edlen Herren, welche bisher darin ihr Eldorado gefunden hatten, plötzlich der Donner der französischen Revolution auf. Diese selbst, so wie ihr Erbe Napoleon I. machte fortan durch die Conscriptionen das bisher kostbarste Material des Krieges, den Menschen, zu dem billigsten und werthlosesten. Die Idee der Freiheit begeisterte die Massen; zu ihrer Auffrischung fuhr die Guillotine hinterher und, als sie nicht mehr vorhielt, trat an ihre Stelle die „Gloire“, welche der größte Feldherr des Jahrhunderts vortrefflich zu benutzen verstand. — Jetzt machten die Staaten zu spät die bittere Erfahrung, in welchem Irrthum sie befangen waren, als sie allein Sicherheit und Macht in einem stehenden Heere suchten, dabei das gesammte Volk theilnahmlos ließen bei den Zwecken des Staats, es also auch nicht geneigt machten, für seine Erhaltung und seine Institutionen Gut und Blut bereitwillig einzusetzen. In dem früher so stolzen Bürgerthum hatte sich durch dies Verfahren allmählig der verächtliche Geist des Spießbürgers, ein jämmerlicher Servilismus und Krämersinn festgesetzt, der lieber

seine heiligsten Rechte als irgend einen oft nur vermutheten materiellen Vortheil aufgab; der nur dann erst von den Kriegen seines Fürsten Notiz nahm, wenn er durch die Kriegscontributionen und die Einquartirung daran erinnert wurde, und der ehrfurchtsvoll die Mütze zog, wenn die Feinde seines Vaterlandes in die Vaterstadt einzogen. Denn „Ruhe war die erste Bürgerpflicht", Ruhe um jeden Preis. — Der systematisch dumm erzogene und erhaltene Bauer, erdrückt und stumpf geworden unter den Lasten, welche sein „edler" Herr ihm auferlegte, vertraute dem an die Thüre seines Zimmers gehefteten Bilde seines geliebten, alten Fritz oder des edlen Joseph, und wunderte sich höchlich, als plötzlich Franzosen kamen, seine Pferde stahlen, seine Familie mißhandelten und ihn ausplünderten. — Es war eine erhabene Zeit in Deutschland, eine wahrhaft kreuzzeitungsritterliche — diese gute, alte Zeit! — —

In Preußen empfand und erkannte man freilich bald, daß eine neue Zeit gekommen war. Man stützte und flickte an dem alten, morschen Gebäude herum, aber man scheute sich ein neues zu bauen. Wohl hatte der edle und gerechte Friedrich Wilhelm III. dazu den besten Willen, aber er vertraute den Entwurf zum Neubau Leuten an, die gerade das höchste Interesse an Erhaltung des Hergebrachten hatten. — — So verfiel Preußen seinem Verhängniß. Aber aus der Asche erhob es sich gleich einem Phönix wieder mit jugendlicher Kraft, Frische und Herrlichkeit. In Verwaltung von Stadt und Land, in Lehr' und Wehr erstand ein neues Preußen, und zu Allem jauchzte das so gedemüthigte, niedergetretene Volk seinem geliebten Herrscher zu. — Es war ein gewaltiger Eingriff in das, was bisher der Gelehrte, Beamte, Kaufmann, der freie Bürger und Bauer als sein bestehendes Recht erkannte, sich, wie seine Söhne, vom Militärdienst frei zu wissen, als der Königliche Herr das aus der französischen Revolution bekannte und entnommene Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht decretirte; der gerechte Monarch fühlte selbst auch, daß er dabei dem Volke ein Aequivalent zu geben verpflichtet sei, daß mit Ausführung des Gesetzes dem Heere eine ganz andere Gestalt gegeben werden müsse. Fortan hieß es, sollte Jeder ohne Rücksicht auf Geburt nur nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen bis zu den höchsten Stellen in der Armee befördert werden können; fortan fielen die schimpflichen Strafen fort; die Behandlung des Soldaten wurde eine andere, und es wurde Sorge getragen, daß bei Ableistung der Wehrpflicht dem damit belasteten Bürger die größtmögliche Erleichterung gewährt wurde. —

Was auch in letzterer Beziehung geschehen ist, der Verfasser der Schrift „Ob die Militärlast in Preußen erhöht werden soll" hat so unrecht nicht,

wenn er ſagt: „Der dreijährige Militär-Dienſt in den ſchönſten Jugendjahren gegen eine tägliche Vergütigung von zwei guten Groſchen iſt weitaus die größte Beſteuerung, welche das preußiſche Volk zu tragen hat.“ — Während der Bürger ſonſt ſeinen Sohn mit dem 20ſten Jahre ſeinem Gewerbe nachgehen und ſich ſelbſtſtändig ernähren ſah; der Bauer ihn zu dieſer Zeit als tüchtigen Gehülfen im Hauſe hatte, müſſen jetzt beide ihn noch drei Jahre in der Armee unterſtützen, wenn er einigermaßen leben ſoll, wie er es vom elterlichen Hauſe her gewohnt iſt; erhält jener den Sohn, ſeinem Gewerbe entfremdet und für den Augenblick ohne Exiſtenz, zurück, muß dieſer an Stelle des Sohnes ſich einen Knecht mehr halten. — Weiter hat die obige Stelle auch offenbar nichts ſagen wollen; aus dem ſonſtigen Inhalt des Werks geht deutlich genug hervor, daß ſie weit entfernt davon ſein ſollte, den Dienſt des Soldaten bei geringem Lohn verächtlich zu machen. Dieſe letztere Auffaſſung kommt aber Manchem zu ſtatten, und ſo finden wir darüber unter anderm z. B. in der Antwort auf die Frage: Ob die Militärlaſt in Preußen erhöht werden ſoll? Folgendes S. 14 angeführt: „Wir müſſen geſtehen, daß uns dieſe Bemerkung auf das unangenehmſte berührt hat: nach Geld laſſen ſich die Dienſte, die der Soldat dem Vaterlande und dem Könige leiſtet, überhaupt nicht berechnen, weder beim gemeinen Manne, noch beim Offizier. Wem die Ehre, des Königs Rock zu tragen und die Waffe mit Gott, für König und Vaterland zu führen, nicht hinlänglichen Erſatz für die Mühſeligkeiten des Dienſtes und die Unzulänglichkeit des Soldes bietet, der bleibe von einem Stande, bei dem kein Gewinn zu holen iſt, als Wunden und Mühen, und deſſen Ehre nicht nach dem Ertrage an baarem Gelde taxirt werden kann.“

Gewiß ſind ſolche Auslaſſungen ſchön und erhebend; nur verlieren ſie, wenn ſie von Solchen ausgehen, die vorausſichtlich ſchon von ihrem ſiebenzehnten Jahre an vom Staate ein auskömmliches Gehalt bezogen, ſich jetzt wahrſcheinlich in hohen, ſehr einbringlichen Stellen befinden, ihre Söhne auf Koſten des Staates in Kadettenhäuſern erziehen laſſen und vielleicht dabei noch, wie der ſchon früher erwähnte und auch die obige Stelle ſtark rügende Verfaſſer, ausrufen: „Sogar die Kadetten-Erziehung iſt nicht mehr umſonſt!“ —

Der Staat iſt, wie jedermann, verpflichtet, die ihm geleiſteten Dienſte nach ihrem Werthe und nach ſeinen Kräften zu bezahlen, und die Fälle ſind gewiß ſelten, ſehr ſelten, wo Offiziere oder Beamte auf die ihnen geſetzlich zuſtehenden Competenzen dabei verzichtet hätten. Treue iſt gleich der Ehrlichkeit freilich eine Tugend, der es nicht um den Lohn zu

thun sein muß bei der Ausübung, sonst wäre sie eben nicht die rechte; wird er aber nachträglich und noch dazu aus freien Stücken gewährt, es wird sich sobald Keiner finden, der ihn nicht dankbar annähme. — Hören wir, was der General v. Griesheim, der gewiß fühlte, wie jeder Offizier in der Armee fühlen darf, bei Gelegenheit der Vermehrung höherer Offizierstellen im stehenden Heere in seinen „Lebensfragen der Landwehr" S. 14 in dieser Beziehung sagte: „Zugegeben muß allerdings werden, daß die jetzt im Dienst befindlichen Lieutenants den Vortheil haben würden, zum Theil gleich, zum Theil früher als sonst, in ein Gehalt von 500 Thalern zu kommen. Haben diese Offiziere aber nicht auch durch ihre Haltung, durch ihr Benehmen in den letzten Jahren einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Vaterlandes?" — Es müßte auch ein wahrhaftes Wunder sein, wenn man nicht in der Armee so gut wie in allen andern Zweigen des Staatsdienstes solche Dinge wie: Avancement, Gehaltszulage, Gratificationen u. s. w. nach ihrem Werthe zu schätzen wüßte, und der Ausdruck zu Tage gelegter, übermäßiger Selbstverleugnung erscheint dabei oft nur als — leere Phrase. —

Also noch einmal: die dem Lande auferlegte allgemeine Wehrpflicht ist für Bürger und Bauer, die dabei die größere Leistung und den geringern Lohn haben, wirklich eine große Last. Dennoch wurde das Gesetz darüber vom preußischen Volke ohne Widerstreben, willig, ja freudig aufgenommen, und Alles eilte herbei, sich dazu befähigt zu machen, seinen Platz in den Reihen der Befreier seines Vaterlandes von einem verhaßten Unterdrücker und Aussauger einzunehmen. Diese große, erhabene Zeit Preußens schuf die Idee der Landwehr und, so unvollkommen die erste Ausführung auch war, das ehrwürdige Institut bewährte sich trotzdem überall. Es wurde auch vorzugsweise nur von denen angegriffen, welche freilich gewünscht und auch wohl ganz besonders gewollt hatten, daß die preußische Landwehr nicht allein die Franzosen, sondern mit ihnen auch die vielen ihnen sehr lästigen französischen oder sogenannten revolutionären Ideen (natürlich mit Ausnahme der passenden von der allgemeinen Wehrpflicht) mit zum Lande hinausgejagt hätte. Und welcher Art sind nun diese Angriffe? — Bei allen Großthaten der Jahre 1813 bis 14 wird ihr der Linie zur Seite nur die Nebenrolle angewiesen und, wo man ihre außerordentlichen Leistungen nicht ganz abweisen kann, daran hingedeutet, daß die Armee Napoleon's zu der Zeit nur aus Conscribirten, aus Truppen von schlechter Beschaffenheit bestanden hätte. — Wollte man nun hier nach der Art einer gewissen Partei schreiben, welche so vortrefflich Alles für ihre selbstsüchtigen Zwecke sich zurechtzulegen ver-

steht, so könnte hier zunächst angeführt werden, daß noch nichts von Landwehr dabei war, als das altbewährte stehende Heer bei Lützen und Bautzen diesen Conscribirten gegenüber das Feld räumte, und daß erst mit dem Zutritt der Landwehr sich die Siege einfanden. Aber fern bleibe es, mit solchen trüglichen Sophismen sich an dem erhabenen Geiste zu versündigen, wie er auch damals in der preußischen Armee bestand, welche nicht allein die seinem verehrten Königshause widerfahrenen Kränkungen, die Unterdrückung und Ausplünderung des theuren Vaterlandes zu rächen, sondern auch seine militärische Ehre wieder herzustellen hatte. — Zur Bildung seiner neuen Armee aus den Resten der alten hatte Napoleon die alten Truppen aus den Besatzungen, aus den Reserve-Korps, aus Spanien ꝛc. herbeigezogen, und die Conscribirten blieben vorläufig zu ihrer Ausbildung im Lande zurück. Abgesehen von der Kavallerie, die dennoch in ihrer nunmehr verkümmerten Gestalt den alten Geist, wenn auch nicht die alte Stärke zeigte, zeugen die Leistungen auch der damaligen französischen Armee für das, was sie noch immer war. Solche Armee zu schlagen, war nur ein Geist fähig, wie er damals in Preußen herrschte, und diejenigen, welche gerade ihm so viel, so sehr viel zu danken haben, sollten ihn nicht verkleinern wollen, wenigstens aber so klug sein, nicht zu oft daran zu erinnern, wer eigentlich zuletzt die Braut heimführte. —

Daß es aber auch in der Linie zunächst der Geist und nicht die Kriegsgeübtheit war, welcher zuletzt die großen Resultate herbeiführte, beweist, daß auch nur der kleinere Theil des stehenden Heeres (das Yorksche Corps fast ganz) aus wirklich altgedienten Leuten bestand, der größere Theil aus den sogenannten Krümpern, welche nur in sechs Wochen, sage sechs Wochen, in den Waffen ausgebildet waren. — Und bei alledem war es nicht die Tapferkeit der braven Krieger, welche bei Lützen und Bautzen unterlag. Es war ganz allein die mangelhafte Führung. — Sie war es, die nutzlos bei Lützen die wackern Truppen in hartnäckigen Dorfgefechten sich aufreiben ließ und dadurch die in solchem Kampfe überlegenen Franzosen in den Stand setzte, ihrem Kaiser die Zeit zu gewähren, zur Entscheidung mit überlegenen Kräften herbeizueilen; sie war es, die an diesem Tage von unserer schönen, zahlreichen, braven Reiterei gar keinen Gebrauch zu machen verstand, trotzdem das Terrain dazu aufforderte und ein geringer Gebrauch schon entscheidend gewesen wäre; sie war es, die die edelste Blüthe des Volks, die am schnellsten herbeigeeilten freiwilligen Jäger auf offenem Blachfelde gegen Hohlwege und Gräben führte, in welchen die französischen Voltigeurs bis zu den Augen versteckt im Anschlage lagen.

Unter solchen Umständen konnten die Braven wohl für König und Vaterland bluten und fallen, aber nicht siegen. — Wer trug die Schuld, daß man bei Bautzen in das Waldgebirge des linken Flügels die Hauptkräfte hineinsteckte, wo wenige Truppen hingereicht hätten zur kräftigen Defensive; daß man dagegen den eigentlich bedrohten rechten Flügel so schwach machte, daß er dem, noch dazu von dort her erwarteten Feinde nicht zu widerstehen vermochte, und daß der trotzige alte Blücher im Centre mit seinen Tapfern abgeschnitten und verloren gewesen wäre, wenn nicht noch im letzten Augenblick die wackern Garde-Bataillone Alvensleben's ihm in Preititz den sichern Rückzug erkämpft hätten, den er so ruhig und stolz wie ein verwundeter Löwe machte? — Diejenigen, welche die Thaten unserer Armee allein den kriegsgeübten Führern zuschreiben, müssen wenigstens zugeben, daß diese auch damals und bis in die kleinsten Details hinein noch Vieles zu lernen hatten. Wenn aber die Kriegsgeschichte lehrt, daß es fast immer nur die Führung ist, welche im Kriege entscheidet, so läge um so mehr für jede Militär-Organisation die Anforderung darin, insbesondere für tüchtige Offiziere zu sorgen. Unter einem nicht bloß tapfern, sondern auch einsichtsvollen und Vertrauen erweckenden Führer schlägt sich der gemeine Soldat stets brav, mag er ein oder zwanzig Jahre gedient haben, und auch der Landwehrmann jener großen Zeit that es, ja er that noch mehr: Als im Treffen bei Hagelsberg die Landwehr ihr erstes Probestück ablegte, erhielt sie von ihrem tapfern, aber in Friedrichs verkünstelter Schule erzogenen Führer eine Disposition zum Angriff, wie sie ein Meister in der verbrauchten Linearstaktik nicht complicirter hätte erfinden können. Die ehrlichen Landwehrmänner konnten natürlich mit dem gelehrten Zeuge nicht fertig werden, schon waren Unordnung und Noth groß; da endlich erwachte der gesunde Sinn, und lustig, in hellen Haufen gingen sie auf den verhaßten Feind los, und so wurde denn mit Kolbenschlägen die den Geist der neuern Kriegführung verkennende Disposition berichtigt. — Fast hämisch weist man auf das Zusammenschmelzen der Landwehrbataillone beim York'schen Korps in Schlesien hin, als wenn es bei den Linien-Bataillonen viel anders gewesen wäre. Wahr ist es, daß viele Landwehrleute bei den damals ihnen unbegreiflichen und so erschöpfenden Hin- und Her-Märschen, dem ewigen Vor und Zurück, aus den durch fortwährenden Regen versumpften Bivouacs, in welchen sie ohne Holz und Lebensmittel (man sorgte vorzugsweise für die Linie) verhungern und verkommen mußten, in die nahe Heimath zurückkehrten, um sich zu neuem Kampfe wieder herzustellen und zu kräftigen. Waren sie aber nicht alle freiwillig wieder

da, als es galt? und waren es nicht dieselben Landwehrleute, welche sich dort die hohe Achtung des gewiß militärisch strengen und tapfern Prinzen Carl von Mecklenburg-Strelitz erkämpften, so widerstrebend sie ihnen bekanntlich auch gewährt werden mochte? — Wer wagt es, einen Stein auf die Landwehr und auf das zu werfen, was sie bei Großbeeren, Dennewitz, Leipzig ꝛc. leistete? — Freilich für die alten Verehrer der Parade blieb der Anblick der braven Wehrmänner in ihrer einfachen Litevka, mit der Blechmütze und den dünnen leinenen Hosen in den ranzigen Stiefeln stets ein Greuel, und Blücher selbst sagte in seiner derben Weise: „sie sähen aus wie die Schweine"; doch schlugen sie die Franzosen und drangen im Winter in ihren zerrissenen Röcken, ohne Schuhe, zum Theil nur von dem lebend, was sie fanden, nach Paris, trotz einer so perfiden und kurzsichtigen Diplomatie, die eben Alles gethan hatte, um sie nicht dahin zu bringen.

Und nun, war es wirklich nothwendig, bei der die jetzige Zeit beschäftigenden Militärfrage die braven Wehrmänner der Jahre 1813 und 1814, welche freudig Frau und Kinder verließen, um für König und Vaterland in den Tod zu gehen, mit ihren frisch blutenden Wunden aus den Gräbern heraufzurufen, um Zeugniß abzulegen gegen eine blasirte Zeit, ein schwächliches Geschlecht, und gegen diejenigen, welche ihre Verdienste jetzt schmälern wollen? Die preußische Landwehr wird noch hoch in der Erinnerung des Volks fortleben, wenn diese matten Versuche, sie herabsetzen zu wollen, schon längst der Vergessenheit anheim gegeben sind. Lasset die Todten ruhen; sie verstehen die jetzige Zeit nicht, und das heilige Symbol, unter welchem sie fochten und starben, es dient jetzt nebenbei Zwecken und Bestrebungen, die sie zu ihrer Zeit nicht kannten, die sie verleugnet und mit Entschiedenheit von sich gewiesen hätten.

III.

Die preußische Armee nach den Befreiungskriegen. — Das Jahr 1848 und seine Wirkung auf stehendes Heer und Landwehr.

Trotz der ungeheuren Opfer, welche das Land in den Kriegen 1813—15 gebracht hatte, trotz der erlittenen Drangsale, kann man die Zeit unmittelbar nach den Kriegen für Preußen eine glückliche nennen. Das Volk fühlte sich moralisch gehoben; mit neuer Kraft blühte und sproßte Alles

üppig auf, aber nur zu bald zeigte es sich, die Blüthen waren taube und die Früchte fielen ab, bevor sie zur Reife gediehen. Die Selbstsüchtigen und Aengstlichen im Lande, welche kurz vorher am lautesten die Geister herbeigerufen hatten, die das Wasser herbeitragen sollten, um den alten Schlamm und Unrath wegzuschwemmen, welcher das Land zu ersticken drohte, fürchteten nun schon zu ertrinken, als ihnen das Wasser nur bis an die Ferse reichte, und schrieen verzweiflungsvoll nach dem bannenden Wort des Meisters in Wien, der denn auch nicht ermangelte, es nur zu bald auszusprechen. Das Wasser verlief sich, Unrath und Schlamm traten wieder zu Tage und häuften sich immer mehr wieder an. Mit den Carlsbader Beschlüssen verschwand die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft Deutschlands.

Daß es mit der preußischen Armee nicht so schnell rückwärts ging, danken wir dem wachsamen Auge seines eben so gerechten als dankbaren Königs. — Nach einigem Schwanken wurde die allgemeine, nun dem Volke vertraute Wehrpflicht beibehalten, aber auch dafür Sorge getragen, daß dem Volke wenigstens zunächst die dafür gewährten Aequivalente verblieben; ja sogar die Aussicht hinzugefügt, daß, da nun das gesammte Volk nicht allein sein Geld, sondern auch seine Haut zu Markte tragen müßte, es künftig wenigstens indirect auch ein Wort mitsprechen sollte. Zwischen Heer und Volk bestand vollständige Einigkeit, und durch die volksthümlich gewordene Landwehr betrachteten beide sich fortan als eins. Zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren war kein Unterschied, beide lebten mit einander in wahrer Harmonie, und wo es einem der erstern eingefallen wäre, auf von seinen Vorfahren „erkämpfte" Privilegien zu pochen, man hätte ihn herzlich ausgelacht. Gott und König führte man nicht fortwährend im Munde, aber man diente beiden desto treuer; eine sogenannte Gesinnung brauchte man nicht zu heucheln, weil man sie besaß. Dem Avancementshunger, wie der Stellenjägerei ward im Heere wie in der Verwaltung wenig Ausbeute geboten, denn der „alte Herr" sorgte, daß keinem der treuen Kampfgenossen unrecht geschah. „Dann schreibe ich an den König" war das Donnerwort, mit welchem der Beamte wie Subaltern-Offizier ungerechter Behandlung entgegentrat: der Schild eines Jeden, der sich seines Rechts bewußt war; immer des Erfolgs sicher. — Es war eine gute, eine schöne Zeit. — —

Aber schon unterwühlten auch hier „die alten Maulwürfe", welche nach ihrem verlorenen Paradiese strebten, den gewonnenen festen Boden, und zwar auf Wegen, die dem Auge des Herrn verborgen blieben. Nicht zu gedenken, wie sehr bald die aristokratischen, exclusiven Elemente im Heere sich wieder Geltung verschafften; wenigstens unter der Hand, so weit es

gegen den ausgesprochenen Willen des Herrschers eben möglich war, die „Bürgerlichen" allmählig und zunehmend zurückgedrängt oder ausgeschieden wurden; so fand man auch in dem Maße, wie die alten Kämpfer immer mehr ausstarben oder von der Armee zurücktraten, an dem Institut der Landwehr immer mehr mancherlei auszusetzen. Diese gewann in der That mit der Zeit eine andere Gestalt. Statt aus zwar willigen, aber ungeübten Soldaten, bestand sie bald aus den Veteranen der Armee, ernst, fest und voll Selbstgefühl. Die kriegsgeübten Landwehroffiziere, welche der General von Valentini in seiner Lehre vom Kriege ihm ganz besonders achtungswerth nennt, weil sie im Frieden das Schwert mit der Feder oder der Pflugschar vertauschen, wurden immer mehr durch solche ersetzt, die in der Dampfpresse des einjährigen, freiwilligen Dienstes geschaffen, jung, unerfahren, ohne rechtes Vertrauen zu sich selbst, auch ohne hinreichende Dienstkenntniß waren. Dieser letztere Uebelstand war leider zu gegründet; was aber sonst die oft gerügten Mängel der Organisation, der Ausrüstung ꝛc. betraf, so fallen sie nicht dem in der Liebe des Volks wurzelnden Institut zur Last, sondern denen, welche aus innerem Widerstreben gegen dasselbe, verabsäumten, daran die bessernde Hand zur weitern Vervollkommnung und Ausbildung zu legen, ohne dabei den ursprünglichen Zweck und Geist des Instituts zu verkennen und am Ende das Kind mit dem Bade auszuschütten. Allmählig, aber immer intensiver trat das Streben hervor, die Landwehr mit dem stehenden Heere zu verschmelzen, und mit dem Geiste zu tränken, den man in dem letztern wünschte. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, man wollte ihn nicht gehen lassen, aber man wollte ihn — waschen. —

Da kam das Jahr 1848, welches von Manchen das Jahr der Schmach genannt wird, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls sollte es wohl in der Entwickelung eines so tüchtigen und herrlichen Volks, wie es das preußische ist, kein solches Jahr geben, und außerdem erhielten wir in diesem Jahre am 5ten December die Grundlage zu der nun dem Volke lieb gewordenen Verfassung mit Königlichem Willen. Der Franzose, dem in dergleichen der rechte Takt niemals fehlt, hat selbst in den Zeiten der Restauration das Jahr 1793 nicht so genannt, obgleich er dazu mehr Ursache als wir gehabt hätte; er besitzt dazu einen zu großen Nationalstolz. — Zwar ist nicht zu leugnen, daß in diesem Jahre recht viel des Schmachvollen auch bei uns in Preußen und zwar auf verschiedenen Seiten vorkam, aber diese Erscheinung findet seine natürliche Erklärung darin, daß der Kampf der Parteien, welcher so lange nur im Verborgenen seinen ruhigen Verlauf genommen hatte, nun ganz plötzlich

in die Oeffentlichkeit trat, noch dazu so unvorbereitet, daß kaum der hundertste Theil des Volkes wußte, um was es sich eigentlich dabei handelte. — Jetzt freilich weiß es ein Jeder. —

Ganz Europa war in jenem Jahre von einer Art von Fieberparoxysmus ergriffen. Auch das ehrliche, loyale Preußen erhitzte sich an des Teufels „freundlichem Element", hatte sein Revolutiönchen, und die züchtige Borussia war darüber selbst so verblüfft, wie eine zarte Jungfrau beim ersten Angriff auf ihre Tugend. — In der Ueberraschung über das ungeberdige Wesen reichte man Schüssel und Stopflöffel zu voll dar und bemerkte erst zu spät, daß das gute Preußen gar nicht so hungrig wäre, daß es nur den krankhaften Appetit ein wenig stillen wollte; ja daß sehr viele Leute schon damit zufrieden gewesen wären, wenn man sie nur, wie jener Gutsbesitzer zur Probe seine Bauern, an die Tafel gesetzt hätte und so thun ließ, als ob sie äßen. —

Jedoch die volle Schüssel stand einmal auf dem Tisch, und bald wurde von Solchen tüchtig und immer hitziger zugelangt, für welche eigentlich gar nicht gedeckt war; von der einen Seite war es die längst auf diesen Moment lauernde Aristokratie mit ihren Schleppenträgern; von der andern die regellose, unersättliche Straßen-Demokratie mit ihrem Genossen, dem „süßen Pöbel". Die gute Borussia, welche ihren Theil schon längst im Magen hatte, sah ruhig zu, legte die Hände in den Schoß und war ordentlich neugierig, wer von beiden Theilen ihr denn nun wirklich die besten Bissen vor dem Munde wegfischen würde. Das war natürlich, wie überall, der stärkere, und der warf zum Ueberfluß die leere Schüssel dem andern an den Kopf. Dieser räumte nun mit schwerer Wunde und guter Lehre den Platz; jener aber hat sich in der Hast des Zulangens den Magen verdorben, leidet nun an den bekannten Folgen: Migräne, böse Träume, Alpdrücken und Gespensterseherei, und braucht zur Wiederherstellung Arzeneien und vor allem ein gutes — Brechmittel. —

So stellt sich die Geschichte Preußens im Jahre 1848 und den darauf folgenden im Bilde und in der Kürze dar, und es ist nun die Frage, wie verhielt sich die Armee dabei? Daß denkende Offiziere sich dem nicht entziehen konnten, was die Zeit bewegte, ist klar; aber wenn auch unter ihnen die verschiedenen Interessen der Parteien ihren Ausdruck fanden, so kann doch mit Sicherheit behauptet werden, es geschah, mit sehr seltenen Ausnahmen, unbeschadet der ihrem verehrten Könige schuldigen Treue und der auf ihnen lastenden Pflichten. Vor 1848 war ein großer Theil der bürgerlichen Offiziere absolutistisch, nicht weil sie gerade dem Absolutismus, unter welchem sie sich so lange wohl befunden, direct

huldigten, sondern auch, um es ehrlich zu sagen, wohl deshalb, weil sie dem Bürger- und Bauernthum des Landes im Ganzen nicht die Einsicht, noch weniger den Charakter zutrauten, um bei einer Konstitution zu verhüten, daß die Aristokratie, deren Einfluß sich ihnen schon genug fühlbar gemacht hatte, sich nicht den Löwenantheil nehmen würde. — Gerade wohl in dieser, auch durch den Erfolg vollständig gerechtfertigten, Aussicht waren 1847 zur Zeit des allgemeinen Landtages hochadelige Offiziere liberal, sehr liberal, die dann später nach erlangter Verfassung stark für die Reaktion, und zwar oft in einer etwas eigenthümlichen Art und Weise, arbeiteten. — —

Was jetzt ein Jeder im Staate weiß, der Augen hat zum Sehen und Ohren zum Hören, daß die Kreuzzeitungspartei nichts weniger als rein royalistisch oder absolutistisch ist; daß sie vielmehr von Herzen damit zufrieden, Macht und Rechte der Krone durch eine Verfassung beschränkt zu sehen; daß aber diese Beschränkung nur durch sie, oder was dasselbe ist, durch die sogenannten Stände ausgeübt werden soll, ohne die anderen Klassen des Volks verhältnißmäßig daran Theil nehmen zu lassen; dieses einzige, wahre Ziel der Partei blieb damals noch Vielen verborgen, um so mehr, da sie es stets nur zu gut verstand, ihre Interessen mit denen der Krone zu identificiren. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß die Aristokratie eines Landes sich noch immer das Ansehen geben kann, als sei sie die ausschließliche und wahre Stütze des Thrones; trotzdem die Geschichte aller Zeiten und Länder dafür kein einziges Beispiel aufweist, sondern öfter das Gegentheil lehrt, und es natürlich ist, daß, wie einst das Volk die Fürstengewalt stützte und stärkte, um gegen aristokratischen Uebermuth geschützt zu sein, die Macht der Krone da am stärksten und am meisten gesichert ist, wo sie von der Gesammtheit getragen wird. —

Aus dem Gesagten wird erklärlich, wie in der Armee, deren erste Pflicht es sonst ist und bleibt, ihrem Kriegsherrn treu und gehorsam zu sein, unbekümmert darum, in welcher Art die Verfassung und die Gesetze des Landes mit Willen und Zustimmung des Königs sich gestalten, und ob dabei für die Einzelnen außer dem Dienste liegende Interessen berührt werden oder nicht, beim Offiziercorps, dessen größter Theil aus der Aristokratie stammte oder sich doch dazu rechnete, bald eine mehr als warme Betheiligung an dem eben erwähnten Parteistreben sich kund gab. —

Die deutsche Kokarde wurde auf Befehl des Königs mit Widerstreben angelegt, gründlich gehaßt und verachtet, nicht etwa als deutsche, wie man wohl geglaubt hat, bewahre! denn für Deutschland hatten brandenburgische wie preußische Truppen sich zu oft geschlagen, um dagegen

einen Widerwillen zu hegen; sondern als das Symbol der Wendung in Berlin, welche die Vertretung des Landes mit einemmale in die Hände des gesammten Volks legte, ohne dabei der Aristokratie das nach ihrer Ansicht ihr gebührende Maß von Vorrechten und Uebergewicht zu verleihen. — Als nun nach einander Verordnungen kamen, welche die Sache zur Wahrheit zu machen schienen, als Compagnie-Chirurgen nach ihrer Bildung und Stellung Offiziers-Rang erhielten, Unteroffiziere nach ihrer Befähigung sollten Offizier werden können, von einem Unterschiede zwischen adeligem und bürgerlichem Herkommen bei Beförderungen wirklich nicht mehr die Rede sein sollte, alle Vorrechte der bis dahin privilegirten Stände aufhören sollten, sogar von Abschaffung des Adels die Rede war, da steigerte sich die Erbitterung auf die verfluchten „Demokräter" in immer erhöhtem Maße und schaffte sich Luft, wo nur die Gelegenheit sich bot, auch im Schimpfen auf die doch vom Könige selbst erwählten und ernannten hohen Beamten, wie es zur damaligen Zeit nur aus der Kreuzzeitung [1]), der täglichen und einzigen Lectüre Vieler, erlernt werden konnte, welche allein darin aufrichtig war, daß sie sich „neupreußische" nannte. Denn in der That, was sie brachte und dem „Staate der Intelligenz" bot, war wirklich in Preußen neu, ganz neu; Manchen mochte es sogar spanisch vorkommen. Sie nicht allein, auch ihre Jünger wirkten für ihre Zwecke auf den Sinn und Geist der Armee ein. Was nur irgend ein in Angst und Aerger über Verlust der Steuerfreiheit, des Jagdrechts, der Patrimonialgerichtsbarkeit ꝛc. über das Maß hinaus erregter Rittergutsbesitzer in Pommern oder Westphalen; was irgend eine an schlaflosen Nächten leidende, fromme Stiftsdame; was einer der vielen schwarzen Füchse im Lande, welche sich der in Preußen aufgehenden — Nacht zuwandten, in Prosa und Poesie gegen die neue verrätherische, sündhafte Richtung der Zeit und die ihre Schäden aufdeckende, nichtswürdige Demokratie ausheckte, und wenn es auch noch so hirnverbranntes Zeug war, wurde hier und da in ganzen Ballen den Truppenführern zugesendet,

---

[1]) Diese Zeitung ist wohl mit das wunderlichste Gebäude, welches jene wirre Zeit aufgeführt hat. Trotzdem es in einem schwerfälligen, feudalen, mittelalterlichen Styl erbaut ist, trägt es als Façade die so schöne und beliebte aus den Jahren 18½, in welcher man gerade von diesem mittelalterlichen Baustyl mit seinen lächerlichen Schnörkeleien und schiefen, kleinen Fenstern, welche den Zugang des Lichts hemmen, gar nichts wissen wollte. Diese Façade sollte zum Eintritt in das graue Gebäude locken, zugleich auch die Baufälligkeit des dahinter liegenden Hauses verdecken.

und wenn auch nicht direct dienstlich, doch unter der Hand den Truppen mitgetheilt. — Sie alle wußten recht gut, daß gegen die Wahrheit nicht geistige Kräfte, sondern nur die Gewalt etwas ausrichtet, und daß daher mit dieser vor allem zu liebäugeln wäre. Sie alle verstanden in Verfolgung ihrer und nur ihrer Zwecke recht gut, wo sie das brave, ehrliche preußische Volk zu fassen hätten, in seiner so oft erprobten, großen Liebe zu seinem Königshause und in seinem Stolze auf die Kriegsthaten der Vorfahren. — Wer den von der verächtlichen Straßen-Demokratie Berlins ausgeübten Zeughaussturm, in welchem an der militärischen Macht und Ehre Preußens wahrhaft Verrath ausgeübt wurde, ausdachte oder auch nur zuließ, hat gewiß der Reaktion sehr gut, wohl am besten gedient. —

Unsere jungen, wackern Soldaten, welche zu jener Zeit gar nicht wußten, was denn eigentlich vorging, welche niemals eine Zeitung gelesen hatten oder lasen, und die bisher nichts weiter als ihren Gott und ihren König, ihren Katechismus und ihre Kriegsartikel gekannt hatten, hörten nun plötzlich von verfluchten Demokraten, von Kommunisten und Socialisten und wer weiß, von was für Leuten sprechen, welche die Freiheit, ja das Leben ihres geliebten Königs bedrohten, welche, eine wahre Mord- und Raubbande, Alles stehlen, theilen, morden und brennen wollten; und sie wurden dadurch an manchen Orten zu einer Kampflust gegen diese rothen Teufel erhitzt, daß es ihnen, da die Originale zu diesen Bildern in der Nähe sich nicht fanden, beinahe wie Mephisto's Studenten in Auerbachs Keller ergangen wäre. — Einige der jungen Burschen, oft die pfiffigsten, wurden gerade dadurch neugierig, sich die vorgeführten Gespenster doch ein wenig näher anzusehen, wurden auf spirituellem Wege mit dem Pöbel vertraut und fielen bald der rächenden Nemesis in die Hände. — Das fast tägliche Haranguiren der Leute ließ sie bald in jedem ehrlichen Bürger, welcher es nicht mit den „Junkern" hielt, einen wüthenden Demokraten erkennen; die Stellung zum Bürgerthum wurde dadurch oft eine gespannte, wie es immer der Fall ist, wenn die Führer nicht den ernsten Willen haben, ihr zu begegnen, und Raufereien kamen dabei natürlich häufig vor. Es hätte Aergeres entstehen können, wenn nicht eine große Zahl, namentlich älterer Offiziere, ihre Leute im entgegengesetzten Sinne belehrt hätten: daß der Soldat nur seinem Kriegsherrn und Vorgesetzten zu gehorchen, sich von jedem politischen Treiben fernzuhalten, noch viel weniger sich zu einem Werkzeuge einer bloßen politischen Partei herzugeben hätte; daß der Bürger nicht des Soldaten wegen, sondern dieser des Bürgers und der Aufrechthaltung der bestehenden Gesetze wegen da sei, daher auch diese letztern gerade am wenigsten verletzen

dürfe. — Manche dieser Offiziere wurden freilich dafür auch anrüchig; doch stolz im Gefühl treuer Pflichterfüllung und in dem Bewußtsein, es mit König und Vaterland wahrscheinlich am redlichsten zu meinen, ertrugen sie geduldig Verfolgung, Kränkungen und Maßregelung, mit welchen sie freilich nicht verschont wurden.

Leider war es nöthig, hier, wenn auch nur in blassen Farben, ein Bild davon zu geben, wie es damals in der Armee zuging. Es ganz treu wiederzugeben muß vorläufig noch der Geschichte überlassen bleiben, welcher die Quellen nicht fehlen werden. Zum Wohle Preußens und zum Besten der Disciplin in der Armee hörte das Treiben noch zu rechter Zeit auf, als Besonnenheit zurückkehrte und der Zweck — erfüllt war. Aber es mußte darauf hingedeutet werden, um es erklärlich zu machen, wie in dieser aufgeregten Zeit an einigen Orten ein gewisses Schwanken und Wanken in der treuen Pflichterfüllung auch bei unserer besonnenen Landwehr sich kund geben konnte, so daß man es wagen durfte, an mancher Stelle ihre Gesinnung zu verdächtigen. Gab es doch noch ganz andere, als unsere ehrlichen Wehrmänner, welche damals über das, was man denn eigentlich wollte, und über die Zwecke, welche die Treiber erstrebten, endlich irre wurden, und am Ende denn doch argwöhnten, es könnte unter denen, welche stets Gott, König und Vaterland im Munde führten, doch auch viele geben, welchen es nicht um den Vogel, sondern nur um das Nest zu thun wäre, in das sie ihre „erkämpften" Privilegien und Vorrechte recht warm und fest einbetten und ihre Kukukseier hineinlegen könnten, in der sichern Voraussicht, daß der einfältigen und gutmüthigen Bachstelzen und Grasmücken noch genug vorhanden sein würden, sie gefälligst auszubrüten. —

Dieses Schwanken zwischen dem unklaren Gefühl des Bürgers und der auferlegten Pflicht des Soldaten dauerte indessen nicht lange, und auch unsere Landwehr hielt sich brav, wo nur der rechte Führer zur Stelle war. Sie stellte sich bereitwillig und kam wieder und wieder, und gewiß an ihrer Gesinnung und ihrem guten Willen lag es nicht, wenn die Demonstrationen mit den großen Heeresaufstellungen zu nichts weiter führten, als zu den großartigen Resultaten von Ollmütz und Bronzell. Freilich marschirten viele mißmüthig nach Hause zurück; manche argwöhnten sogar, daß sie zu einem ganz andern Zwecke einberufen wären, als die Ehre des Vaterlandes gegen Außen zu vertheidigen, da es immer nur immer wieder zu Nichts kam; und Frau und Kind, die in ihrer Abwesenheit gedarbt und oft schon die Saat-Kartoffeln verzehrt hatten, verhinderten natürlich nicht, daß dieser Mißmuth sich steigerte, wenn der frei geblieben

gut genährte, rüstige Bediente oder Kutscher des Herrn Landraths oder Amtmanns gemächlich und lachend sich den Einzug der treuen Rückkehrenden mit ansah. —

Auch über Mangel an Disciplin in der Landwehr hörte man klagen, aber wiederum am meisten von der Seite, wo man die Bedeutung dieses Instituts am wenigsten erkannte und nicht den richtigen Maßstab an seine Leistungen zu legen verstand oder verstehen wollte. Es war gewiß eine eben so nothwendige als weise Maßregel, Offiziere aus der Linie zur Führung der Landwehr zu commandiren, aber statt der jüngern und abkömmlicheren Offiziere hätte man besser gerade die ältesten zur Leitung dieser Veteranen bestimmen können. Freilich unter halbinvaliden Commandeuren, welche sich lange Zeit in bequemen Nebenstellungen ganz behäbig gefühlt; unter jungen Compagniechefs, welche niemals eine Compagnie geleitet und verwaltet; unter Offizieren, welche ihre Stellung mehr ihren „Lebensverhältnissen" als ihrer erworbenen Dienstkenntniß dankten und nach den daraus mitgebrachten noblen Passionen lieber einem Pferderennen, als einer Revision der Quartiere und Ställe beiwohnten, sich lieber am Spieltisch als bei der Instruktion der Leute befanden, mochte sich gerade bei den alten, besonnenen Soldaten, welche nur zu sehr ihre Offiziere zu beurtheilen gelernt hatten, manches einschleichen, was für die Disciplin verderblich wirken konnte. —

Wo die Führer nicht in dem Wahne lebten, daß allein das Patent ihnen die hinreichende Autorität für alle Fälle verschaffte, daß es ihnen nicht das Vorrecht zu Genüssen, sondern die schwere Pflicht auferlege, besonders durch ihr Beispiel überall auf ihre Untergebenen zu wirken, und wenigstens dahin zu streben, wahrhaft die Ersten zu sein in Diensteifer, Tüchtigkeit und Moralität; wo sie sich nicht amüsirten, während ihre Leute sich abmühten; nicht florirten, wenn diese darbten; — da machte sich bald auch in der Landwehr die einzige wahre und rechte Disciplin von selbst, und man hörte keine Klage. — Das Material war überall gut, nur war es nicht immer in den rechten Händen. —

IV.

Das Junkerthum und die Kreuzzeitungspartei in ihrer Stellung zu den Reformen in der Armee.

Unter den vielen glücklichen und unglücklichen Errungenschaften, deren sich Preußen seit 1848 zu erfreuen und nicht zu erfreuen hat, wie man

es eben nehmen will, gehört unstreitig zu den unbegreiflichsten, daß sich seitdem das Junkerthum eine Haltung und Bedeutung zu verschaffen vermochte, wie sie bei dem sonst so intelligenten Preußen niemals erwartet werden konnte, und daß sein Organ, die Kreuzzeitung, mit einer wahrhaft naiven Anmaßung und Frivolität von „erkämpften" und wohl noch zu „erkämpfenden" Privilegien und Vorrechten in einem Lande sprechen durfte, das seit Jahrhunderten genugsam und durch bittere Erfahrungen gerade kennen gelernt hat, wie es eigentlich mit diesem „Erkämpfen" aussieht. — Hätte man mit diesem Emporkommen und Verhalten des Junkerthums die Absicht gehabt, die sämmtlichen Errungenschaften incl. Verfassung dem preußischen Volke gründlich zu verleiden, man hätte nicht besser verfahren können, und schon jetzt denken Viele: „Eine Verfassung, besonders wenn sie keine rechte Wahrheit, ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist — der Junker". Wenn man in den militärischen Blättern von preußischen Offizieren geschrieben liest: „Das Verhältniß des Soldaten zum Offizier beruht noch heute auf dem traditionellen früheren Verhältniß vom Bauernknecht zum Gutsherrn, da trotz der allgemeinen Wehrpflicht die anderen Elemente unter den Söhnen der ehemaligen Hintersassen ganz verschwinden", so könnten manche schon von einem Bilde träumen, in welchem der Bürger neben dem Bauer vor den Pflug gespannt ist und der Junker dabei die Peitsche schwingt. Und in der That, wenn man zugleich weiß, daß es unter diesen noch viele giebt, welche heute wie ehedem die Abschaffung der Prügelstrafe bedauern, und sie als das einzige Mittel ansehen, in der Armee die so sehnlichst herbeigewünschte frühere Art von Autorität aufrecht zu erhalten, und wenn man sich diese auch wieder neben der allgemeinen Wehrpflicht eingeführt denkt, (dabei natürlich die Prügel austheilenden oder anordnenden Offiziere allein aus dem Junkerthum entnommen,) so könnte sich einst leicht für dieses schöne Bild das Original finden, so übertrieben es auch scheint. Glücklicherweise hat es damit noch einige Zeit, und diese wird um so weniger herannahen, je größere Eile die Herren haben. —

Die Geschichte lehrt, daß es trotz allen Regierungsformen, trotz Häusern und Kammern, Garantien und Eiden, immer weniger auf die Form als auf die Art ankommt, wie ein Land regiert wird. — Rom hätte nicht seinen Tiberius gehabt, bestand nicht der römische Senat (einst „die Versammlung von Königen"), zu seiner Zeit aus den vornehmsten, aber auch aus den feigsten, servilsten, blasirtesten und habgierigsten Schuften; und Rom wäre unter Trajan nicht besser regiert worden, hätte es eine sogenannte

constitutionelle Verfassung gehabt. Jede solche Verfassung ist ein Blatt Papier, und Papier ist bekanntlich geduldig. Entspricht sie nicht der historischen Entwickelung des Volkes, hat sie nicht im Geist und Willen des Volkes seine Wurzel, so ist damit nur der Grund gelegt zur innern Unzufriedenheit und Uneinigkeit, so wie zur Schwäche nach Außen. Eine aristokratisch-constitutionelle Monarchie wird nun und nimmermehr für Preußen die rechte Regierungsform sein oder werden, und das preußische Volk besitzt Intelligenz genug, sich selbst für die sogenannte vielgepriesene Freiheit des stolzen Englands zu bedanken, weil diese nur die Gelegenheit bietet, daß eine hochmüthige Aristokratie, möge sie aus Whigs oder Tories bestehen, zur Verfolgung ihrer Zwecke das Volk bei der Nase herumführt. —

Die Militär-Vorlagen für Reform unseres Heerwesens kamen unter der Regierung eines Königs zum Vorschein, der geliebt und geehrt im Lande ist, wie es je einer wurde und wird, und der gewiß mit nicht beneidenswerther, sorgenvoller Hand in dieser rastlos hin- und herfahrenden Zeit die Geschicke des Vaterlandes so lenkt und leitet, daß ihm von allen Seiten volles Vertrauen geschenkt und dargebracht wird. Er wendet mit Vorliebe seine Aufmerksamkeit der Wehrkraft des Landes zu, weil er weiß, daß auf ihr die jetzige wie zukünftige Existenz Preußens beruht, und wer darin nicht eben so denkt, meint es wahrhaftig nicht ehrlich mit dem Vaterlande. Wie kommt es nun, daß trotzdem diese „Lebensfrage für uns Alle" leider eine „Partei-Frage" geworden ist?

Die Schuld davon trägt allein die Kreuzzeitungspartei und zwar durch die Art und Weise, mit welcher die mit Königlichem Willen ins Leben zu rufenden Reformen, in ihren Kreisen von jeher aufgefaßt und motivirt wurden. Sie hat der guten Sache damit wenig gedient, daß sie sich ihrer so eifrig und hervorstechend annahm. Durch ihre Hast und frivole Offenheit bei Darlegung ihrer Zwecke hat sie mit richtiger Erkenntniß der Gefahr alle Parteien im Lande gegen sich geeinigt, welche ihr jetzt als die sogenannte liberale entgegentreten. So hat sie, wie schon oft, indem sie das Böse wollte, das Gute geschaffen; in Bezug auf die Militär-Frage hat das Umgekehrte stattgefunden. — Bei dem von ihr aufgestellten Grundsatz „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" war mit Recht zu vermuthen, daß sie dies einzig für probat erkannte Mittel in immer stärkeren Dosen anwenden möchte, und da man nun nachgerade weiß, daß bei ihr stets und noch jetzt die Demokratie da anfängt, wo ihre Partei mit der angeworbenen Dienerschaft aufhört, so setzte sich in dem bleibenden allergrößten Theile des Landes eine Besorgniß und ein Wider-

wille fest, seine eigenen Söhne und sein eigenes Geld für Verfolgung der Zwecke jener gehaßten Partei herzugeben.

Diese Erscheinung, dieses Mißtrauen erschien um so mehr gerechtfertigt, je mehr die Glieder der Kreuzzeitung an dem schlauen Manöver festhielten, sich das Ansehen zu geben, als gehörte die Armee ihnen an; stets mit besonderer Betonung von „unserer Armee" und von dem zu sprechen, was diese will und nicht will. Die Herren wissen zwar dabei sehr genau und besser als ihre Gegner, daß die Armee von dem Augenblick an nicht mehr ihr Werkzeug ist, seit sie den Leuten nicht mehr weiß machen können, daß ihre Interessen und Zwecke die der Krone wären. Sie fangen deshalb auch schon an, in dieser Beziehung bescheidener zu sein. Sie sagen jetzt, daß sie zwar kein Mandat hätten, im Namen der Armee zu sprechen; aber, geben sie vor, sie kennten die Armee. Nein, sie kennen sie nicht; sie kennen nur diejenigen in ihr, welche zu ihrer Partei schwören, und die machen die Armee nicht aus. Der Geist, den die Herren in die Armee legen möchten oder in ihr vermuthen, ist nur der Herren eigener Geist. —

Das preußische Heer wird stets treu und fest zu seinem Könige und Kriegsherrn stehen und halten, selbst noch dann, wenn schon alle Kirchenpatrone der Mark gegen ihn aufständen; sogar noch dann, wenn schon die Banner aller norddeutschen Junker, der Borries, Beust und Dalwigks vor den Thoren Berlins lägen. Es wird sich niemals zum Werkzeuge einer politischen Partei hergeben, noch dazu einer solchen, die, zöge eine einzige mächtige Hand sich ganz von ihr ab, spurlos im Staate verschwinden würde, wie ein leckes Boot, das sich zu keck auf den Ocean gewagt hat, und die jetzt schon, wo sie noch stark und geschlossen dasteht, zu denselben Mitteln und Mittelchen greift, welche einst die Straßen-Demokratie anwandte, nämlich durch Volksklubs, Volks-Blätter und -Blättchen dem Eigennutz der stupiden Masse zu schmeicheln. —

Mit großer Kühnheit hat die Partei zu schnell die Maske fallen lassen, und der bloße Versuch, die aus den Söhnen des mit ihrer Verkommenheit vertrauten Landes bestehende Armee zu einem Werkzeuge für ihre Zwecke zu machen, möchte jetzt ein sehr, sehr gewagtes Spiel für sie selbst sein, und dabei der Fluch der daraus hervorgehenden Folgen leicht nur auf die Urheber selbst zurückfallen. — Die Freude, bei den Wahlen Unteroffiziere und Leute mit der Kreuzzeitungspartei stimmen zu sehen, wenn die Compagnie-Chefs es thun, diese Freude gönnt ihr jeder von Herzen; es müßte auch wunderlich zugehen, wäre es anders. Damit möge sie sich aber auch begnügen und einmal in den Wahllisten nachsehen (sie liegen ja offen

zur Einsicht da), wie dieselben Leute stimmten und stimmen, gleich darauf, nachdem sie nicht mehr unmittelbar in den Händen dieser Partei waren. —

„Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" Ja! und sie helfen treulich; aber auch gegen die Ideen des Fortschritts einer neuen Zeit? Nein! und abermals Nein! eben so wenig, als die aufgebotenen Söldner gegen die Reformation etwas ausrichteten. Nicht der bescheidene, sogar anfangs schüchterne Luther war es, welcher die Kirchenspaltung herbeiführte; es war der Hochmuth und Dummstolz, die Starrköpfigkeit und Frivolität, die perfide Herrschsucht und Habgier seiner Gegner. — Die Leute, welche närrisch genug sind, zu glauben, dadurch daß sie die Hand vor den Augen halten, das Sonnenlicht fortschaffen zu können, würden aus der Geschichte vieles zu lernen vermögen, wenn sie solches nur recht lesen wollten und die Fähigkeit dazu besäßen.

Auf der andern Seite könnte und sollte man sich aber auch endlich über die Verwendung des Heeres im Innern zu politischen Zwecken, Staatsstreichen ꝛc. beruhigen, denn sie wird nicht mehr nothwendig erscheinen. Preußen hat an seiner einen sogenannten Revolution mehr als genug. Es sieht vertrauensvoll zu seinem geliebten Königshause auf, in welchem seit Jahrhunderten das Wort stets ein Fels war, an welchem perfide Bestrebungen scheiterten, und das ja mit dem Vaterlande lebt und stirbt. Das preußische Volk hat jetzt seine gesetzlichen Organe, um sein Wollen und Wünschen auszusprechen und zugleich Geduld genug, um eine gute Weile abzuwarten, wann die ergötzlichen Sprünge und Drehungen gewisser Leute sie selbst so müde und schwindelig gemacht haben, daß sie endlich sich legen, und ihr wirbelnder Verstand zuletzt wieder in den rechten Schick kommt. Im alten Rom dauerte der Kampf im Innern um Gleichberechtigung der Plebejer und Patricier Jahrhunderte; in Preußen wird er schneller entschieden sein, denn unsere modernen Patricier sind denen des alten Roms so ähnlich, wie etwa unser Herrenhaus dem römischen Senat zur Zeit des Kampfes. —

Der Kreuzzeitungspartei ist es nicht zu verdenken, wenn sie Heer und Polizei stets vermehrt sehen will; für Durchführung ihrer Zwecke bedarf sie wirklich solcher Gewalten. In ihrer Politik liegt es, dazu immer neue revolutionäre Gespenster vorzuführen, obgleich sie recht gut weiß, daß gerade im preußischen Volke gesetzlicher Sinn und Kraft genug vorhanden sind, um solche zu verscheuchen, wären sie noch vorhanden, und daß für Preußen diese ewige und nachgerade widerliche und langweilige Demokratenfurcht und Demokratenjagd nur eine Beschimpfung ist, die von ihm immer mehr gefühlt wird. Freilich der guten Partei ist schon

alles revolutionär, was ihrem Streben entgegentritt; in diesem Sinne giebt es denn wirklich in Preußen viele, sehr viele Revolutionäre. Sie selbst vergißt aber dabei, daß schon ein Appelliren an die bewaffnete Gewalt den wahren revolutionären Geist verräth. — —

Um so mehr ist zu bedauern, daß auch Schriften aus militärischer Feder sich von der Andeutung nicht fern halten konnten, daß die Umgestaltung des Heeres mit den Zuständen im Innern unseres Landes zusammenhinge, ja dadurch nothwendig erschiene. So finden wir in der Schrift des Generals v. Griesheim „Lebensfragen der Landwehr", (insofern der wichtigsten Schrift, weil fast alle seine Vorschläge nach der Reihe in der Armee ins Leben traten,) folgende Stellen:.

S. 1. „Wie es im Jahre 1848 Sitte geworden war, über die Reorganisation der preußischen Armee zu sprechen, zu deklamiren und zu schreiben, so erschallt jetzt derselbe Ruf wieder, aber aus einem andern Gefühl. Waren es damals die Demokraten, welche sehr wohl die Kraft des Heeres kannten und eine Vorahnung hatten von dem, was ihnen von dieser Seite bevorstand, also darauf ausgingen, das Heer zu schwächen, so sind es jetzt Patrioten, welche die Erscheinungen von Schwächen des Heeres erkannt haben, und sich so berufen als verpflichtet fühlen, dieselben aufzudecken, und Vorschläge zu ihrer Beseitigung zu machen, um das Heer zu stärken". —

Nun, ein ehrlicher Preuße will weder das Heer im Sinne der Demokraten schwächen, noch im Sinne der „Herren" stärken; er will ein wahrhaft, durch vaterländischen Sinn, starkes, tüchtiges, preußisches — weder demokratisch noch aristokratisch gesinntes — Kriegsheer. — Als Preußen im Jahre 1787 die Ruhe in Holland herstellte, wurden die Gegner Patrioten genannt; man wird nun zweifelhaft, welche Art derselben oben gemeint ist. — Doch gleichgültig, denn so wie die sogenannten Gesinnungsvollen oft gerade nur die Gesinnungslosen sind, so thun heut zu Tage die Namen nichts mehr, wo die Thaten sprechen. —

Eben dort S. 4. „Das Heer soll ferner während des äußern Friedens die gefährdete Ordnung im Innern und aus nahe liegenden Gründen gewöhnlich gleichzeitig auch bei den Nachbarn erhalten, und zwar, wie Baden und Sachsen gezeigt haben, nicht allein bei den schwachen Nachbarn". —

Die gefährdete gesetzliche Ordnung in Baden und Sachsen herzustellen, war freilich eine traurige Nothwendigkeit; nur Schade, daß zugleich das preußische Heer es nicht auch in Kurhessen, Hannover, Mecklenburg ꝛc. gethan hat. — Mit preußischem Blute wurde damals verhindert,

daß die Badensche Revolution sich nicht auch nach Hessen-Darmstadt ergoß; mit preußischem Blute wurde die alte Regierung in Sachsen wieder eingesetzt; dort giebt jetzt Herr v. Dalwigk, hier Herr v. Beust der Dankbarkeit den rechten Ausdruck. — Höhere politische Rücksichten und wohl auch antiliberale Tendenzen verhinderten einst an entscheidender Stelle, daß die deutsche Kaiserkrone aus den Händen des deutschen Volkes angenommen wurde. Die kleinen deutschen Fürsten, deren Souveränität dadurch gerettet wurde, fließen seitdem über von Dankbarkeit gegen Preußen, wie das täglich zu sehen ist; und das gute deutsche Volk, der einzige Freund, den Preußen hat oder doch haben könnte, welches sich so kalt ab- und zurückgewiesen sah, es sammelt jetzt für eine preußische Flotte, und einzelne Glieder leiden unter ihren Regierungen für preußische Sympathien! — —

Eben dort heißt es weiter: „Will man daher nicht in jedem einzelnen Fall der Störung der Ordnung Reserven und Landwehr einziehen, so muß das stehende Heer eine angemessene Stärke haben. Es ist außerdem die Aufgabe desselben, die Festungen zu besetzen; die größern Städte, die Herde der innern Unruhen, mit angemessen starken Besatzungen zu versehen; endlich aber müssen Truppen zu Entsendungen disponibel bleiben."

Liest man dergleichen, so glaubt man, die Instruktion für ein Occupations-Heer vor sich zu haben, und es hätte die preußische Armee das eigene Vaterland erobert. — Freilich, als die Schrift zuerst erschien, 1851 hatte man noch viel vor sich, was man jetzt hinter sich hat. —

In derselben Schrift S. 15: „Eine Million und 400,000 Thaler sind also nach Vorstehendem nöthig [1]), auf dem näher entwickelten Wege die allgemein erkannten Mängel zu heben, und der Armee so die Stärke, die Haltung und die innere Festigkeit zu geben, um den drohenden Stürmen sowohl, wie den Alles zerreibenden destruktiven Einflüssen zu widerstehen, die von allen Seiten durch Verführung, durch böses ansteckendes Beispiel, durch falsche Lehre ꝛc. auch die Armee anzubohren suchen. Vergessen wir nicht, daß die Armee aus dem Volk hervorgeht, und daß die Individuen des Soldatenstandes zeitweise und auf lange Perioden wieder in das Volk zurückkehren. Je mehr mithin die jede Autorität [2]) zernagenden Lehren, deren überraschend große Verbreitung wir in den Jahren 1848 und 1849 gesehen haben, nach und nach in dem Volke um sich greifen, je stärker muß das Stahlbad des Gehorsams und der Treue

[1]) Wie man sieht, damals noch sehr billig! —

[2]) Namentlich die der Kreuzzeitung und ihrer Genossen.

sein, durch welches der waffenfähige Theil der Bevölkerung im Heere
Die Zeit, wo die Armee die einzige im Staat „fest und aufrecht steh
Säule" war, liegt nahe hinter uns; wir wissen nicht, was nahe,
fern vor uns liegt, gewiß ist aber, daß wir uns nicht für alle Zeit stü
dürfen auf die glücklichen Erfolge der Armee in jenen unglücklichen J
ren. Die Verhältnisse ändern sich, wenn auch nur allmälig, doch
lich [1]), denn, wie es viele und sich erneuernde Erscheinungen zeigen,
terwühlen dunkle Kräfte thätig und unermüdet den Boden unter uns
um uns [2]), und die Ueberzeugung ist sicher jetzt schon die allgemeine,
Preußen auf die Dauer als eine selbstständige Monarchie nicht ohne ei
in jeder Richtung hin zuverlässige Armee bestehen kann. Jeder, der
mit seinem Könige und dem Vaterlande wohlmeint, wird daher die Opf
nicht scheuen, die hierzu nothwendig sind." —

Es giebt zwar noch heute einige Krähwinkler, welche in ihren Anze
gen den „hohen Adel" von einem „geehrten Publicum" trennen, als wen
jener nicht zu diesem gehörte. Von dem General konnte man aber ge
wiß erwarten, daß er sich mit zum preußischen Volke zählte, und da nimm
sich denn die warnende Hinweisung darauf, daß die Armee aus dem Volk
hervorgeht und dahin zurückkehrt, etwas wunderbar aus. — Das ist aber die
Folge der irrthümlichen Idee, daß die Armee 1848 dem Volke gegenüber
den Staat gerettet hätte. — Die Armee, ein sehr geringer Theil dieses
Volkes, that in jenem Jahre, wo sie dazu aufgerufen wurde, nichts weiter
als ihre Schuldigkeit, wie es eine preußische Armee stets thun wird; und
seine Schuldigkeit zu thun ist eben nur Pflicht und kein Verdienst. —
Wollen aber einzelne Glieder der Armee sich als das letztere anrechnen,
eifrig mit daran gearbeitet zu haben, wie sich Preußen in den Jahren
darauf gestaltete; an dem, was es dadurch an Macht, Größe, Ansehen und
Achtung im Auslande gewann, so läßt sich freilich dagegen nichts sa-
gen. — Die Liebe zum Königshause und der gesunde Geist des
gesammten preußischen Volkes waren die einzigen Säulen, welche
damals den Staat aufrecht erhielten, und daß die Liebe zu seinem Könige
im gesammten Volke zur Zeit wenigstens einen eben so reinen Ausdruck
erhielt, als in der Armee vom März bis zum November 1848, hätte der
General wohl nicht gern erst bewiesen gesehen. — Mit dem, was ein

---

[1]) Das empfand leider Preußen unter dem Manteuffelschen Regiment ge-
nugsam.

[2]) Nun, so dunkel sind die Kräfte eben nicht, sie streben stark dem Lichte
zu. —

schamloser Pöbel in Berlin verübte, wird wohl niemand das preußische Volk zu messen wagen. — Wenn aber jene beiden einzigen Säulen des preußischen Staats — was Gott und die Weisheit seiner Könige verhüten wird — einst brüchig werden sollten, die Schuld des Zusammensturzes trüge nur eine einzige starrsinnige Partei, die noch obenein dabei mit ihr Grab fände. —

Weniger der directen Beziehung als der eigenthümlichen politischen Anschauung wegen mögen hier zunächst einige Stellen aus der schon oben angeführten Broschüre „Soll die Militärkraft in Preußen nicht erhöht werden?" ihren Platz finden.

S. 3: „Nachdem die Einnahmen [1]) des Staates sich während der Manteuffel'schen Regierung in einer so außerordentlichen Weise vergrößert und sich dessenungeachtet, oder vielmehr in richtigem Verhältnisse dazu, die Industrie, der Handel, ja der ganze Staat in einer Blüthe befindet, wie nie zuvor [2]) — — — — nachdem alle Verwaltungszweige ihr Budget in früher ungeahnter und für unmöglich gehaltener Weise erhöht haben [3]), fordert endlich [4]) das Projekt einer neuen Heeresverfassung, außer dem einer europäischen Großmacht überhaupt angemessenen Militär-Budget, auch einmal für die Armee eine Erhöhung von 9½ Millionen Thalern [5]), abgesehen von der Möglichkeit, daß in der That Fälle eintreten könnten, wo noch mehr gefordert werden müßte [6]), um das Land, und also auch die in ihm sich aufhaltenden Schriftsteller [7]), welche gegen die Bewilligung derselben Silbergroschen-Broschüren schreiben, zu vertheidigen."

Die Stelle bedarf keines Commentars; sie diene nur als Beleg der Ansichten eines Schriftstellers, von dem in den „Militärvorlagen, ihre Gegner und ihre Freunde" gesagt wird, daß er die Trugschlüsse der Gegner auf das Glänzendste widerlegt. — Nun, eine Probe seines Rechnertalents haben wir schon oben gesehen. — Nachdem nun der Verfasser S. 4 die herrlichste Institution Preußens, seine Militär-Verfassung, sein einziges wirklich volksthümliches Institut genannt hat, sagt er S. 5: „Aber nach

---

[1]) Soll wohl heißen: Abgaben.
[2]) Und bei solchen Verdiensten dem Manteuffel keine Bildsäule?
[3]) Tröstet euch, ihr hungernden Schulmeister! —
[4]) Nachdem der Militär-Etat schon seit 1848 um 5,000,000 gestiegen war.
[5]) Eine wahre Lumperei!
[6]) Eine schöne Aussicht!
[7]) Also sind diese von der allgemeinen Wehrpflicht ausgeschlossen? —

dem unglückseligen Ministerium Camphausen und seinen unmittelbaren Nachfolgern sah man ein, daß es damit [1]) nicht ging, und stellte die Dienstzeit erst auf 2½, dann auf 3 Jahre wieder her. Heute will man nur dabei stehen bleiben und das Reserveverhältniß verlängern, um die Landwehr zu schonen, die Kavallerie aber allerdings 4 Jahre bei der Standarte lassen." — Bei dieser Stelle ist nur zu bedauern, daß man nicht erfährt, was denn eigentlich „nach dem unglückseligen Ministerium Camphausen" ꝛc. nicht mehr ging. — Endlich erfahren wir S. 9 den allgemeinen Schwerpunkt, in welchem die Tüchtigkeit eines Heeres liegt, wie folgt: „Daß der Soldat unter allen Umständen seine Schuldigkeit thut, also möglicherweise auch unter einem unglückseligen Ministerium, daß er also nicht als Söldner — obgleich er allerdings doch einigen Sold zum nothwendigen Lebensunterhalt beansprucht — für sein Vaterland ficht, sondern für dasselbe auch ohne Sold zu sterben bereit ist, selbst wenn es sich für irgend ein Ministerium nicht lohnen sollte zu sterben." „Denn", fährt der Verfasser fort, „wenn Jemand anführen wollte, daß der Soldat nicht als Söldner, sondern nur für ein Vaterland ficht, für das es sich lohnt zu fechten und zu sterben, so würde er eine jener unaussprechlich hohlen und platten Phrasen von sich gegeben haben, die nicht werth sind, sich dem so unendlich schönen und erhebenden Worte Vaterland anzuhängen". —

Diese Stelle ist gewiß schön und auch für die Theorie richtig; leider lehrt aber Geschichte und Praxis, daß es denn doch einen großen Unterschied ausmacht, ob der Soldat seine Pflicht mit Liebe und Begeisterung thut oder nicht; und in dieser Beziehung ist die Phrase weder hohl noch platt. Hier nur ein Beispiel.

Als der Adel in Frankreich 1789—1792 seine Vorrechte immer mehr zusammenschmelzen sah, erkannte der größte Theil desselben sein Vaterland doch nicht mehr für eines an, für welches es sich lohnte zu fechten und zu sterben; er zog es vor, seinen bedrängten König und das Heer im Stich zu lassen, nach Koblenz zu gehen, sich mit dem Feinde seines Vaterlandes, so schön und erhebend das Wort ist, zu verbinden, und gegen dasselbe zu fechten; alles dies nur, um die verlorenen Vorrechte und Privilegien auf diesem ehrenvollen Wege wieder zu gewinnen. In verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten hat man Aehnliches vom Adel des Landes gesehen, und selbst noch 1848 gab es Länder, in wel-

---

[1]) Nämlich mit der früher eintretenden Beurlaubung zur Reserve, mit den sogenannten Landwehr-Rekruten u. s. w. Diese letztern bestanden übrigens schon längst nicht mehr in der Armee.

chen schon manche Leute nach einem Koblenz im Osten sich umsahen und darüber mit einer wahrhaft wunderbaren Naivität sich aussprachen.

Freilich die Reaktion will nur Söldner; sie erkennt beim Soldaten keinen moralischen Hebel, keine Begeisterung an, welche zum Kriege nöthig sein soll. Sie will die Armee nur als gedankenlose Maschine. —

Nun, Gott behüte Preußen vor einem Kriege, zu welchem das Volk nicht mit Begeisterung zustimmte. Jede weise Regierung und Heerführung strebt vor allem darnach, eine solche hervorzurufen; und wer erinnert sich nicht noch der Begeisterung, mit welcher der Aufruf unseres jetzigen Königs, des damaligen Heerführers, im November 1850 von den Truppen aufgenommen wurde, wo die Führer sich nur einigermaßen dadurch erwärmt zeigten? Wäre sie benutzt worden, die Ehre Preußens wurde besser vertreten, als es durch die Olmützer Punktationen geschah. —

Die Zeiten sind einmal vorbei und kehren nicht wieder, wo, wie im vorigen Jahrhundert, ein Kurfürst von Hessen 10,000 seiner Unterthanen für eine Summe an England verkaufen konnte, um sie in den Ebenen Kanada's für ihnen ganz fremde Interessen abschlachten zu lassen. Haben wir in Preußen einmal wieder ein „glückseliges" Kreuzzeitungs-Ministerium (möglich ist wenigstens alles), welches z. B. eine preußische Expedition nach Italien beabsichtigte, um dort preußische Truppen, vielleicht neben den Banditenhorden, dafür fechten zu lassen, das Volk von Neapel oder auch nur von Modena wieder den Segnungen ihrer frühern Regierungen zu überliefern, so wäre ihm des günstigen Erfolges wegen doch zu rathen, zu dem früher bestandenen Werbesystem zurückzukehren. — Zwar sagte einst unser großer Friedrich, der Papst würde heut zu Tage zu einem Kreuzzuge nicht 20 polissons zusammenbringen; indessen so ideenlos ist die jetzige Zeit denn doch nicht. Namentlich für die Ideen der Kreuzzeitung sind in Preußen noch so viele begeistert, daß sie für solchen Fall gewiß in Massen herbeiströmen würden, — und das Land würde ihrem Abzuge gewiß die größte Theilnahme zollen. —

Eine Schrift, die auch gleich der Kreuzzeitung das jedem Preußen heilige Symbol auf ihrem Titelblatte führt, „Die Lebensfrage der Armee", sagt S. 15: „Unser vaterländisches Heer bedarf einer und zwar der vorgeschlagenen gründlichen Reform; halbe Maßregeln, unter allen Umständen verwerflich, würden hier das drohende Verderben beschleunigen, statt es abzuwehren; sie würden die Ornamente des Baues übertünchen, aber das erschütterte Fundament nicht wieder befestigen. Dies ist das Ziel, nach dem die „braven alten Maulwürfe" streben. — „Wenn aber" — so rief bereits vor neun Jahren die warnende Stimme eines sach-

kundigen Vaterlandsfreundes — „der Bau zusammenstürzt, dann ist es zu spät, am Fundament zu bessern.“

So erfahren wir zu unserer großen Ueberraschung, daß unsere brave Armee, welche doch allein den Staat gerettet haben soll, und die überall anerkannt tüchtig und meist siegreich auftrat, plötzlich ein schon „erschüttertes Fundament“ besitzt, und wenn sie nicht im Sinne der Herren die passenden Stützen erhält, den „Zusammensturz“ droht.

Nun, wir sind nicht so ängstlich und wollen uns auch für gewisse Zwecke keine Angst einjagen lassen. Wir kennen sehr gut die „braven alten Maulwürfe“, welche schon seit langer Zeit das Fundament unseres mit dem Volke verwachsenen Heeres untergraben, und wir wissen, daß unsere Armee, die sich bewährt hat, wie es irgend nur eine in so toller Zeit hätte thun können, einst die vortrefflichste sein wird, wenn ihre Wirksamkeit für Zwecke und Ziele auftritt, für welche alle ihre Glieder sich begeistern können. — Daß aber halbe Maßregeln unter allen Umständen verwerflich sind, ist nur zu wahr. Darum, ihr „Herren“, rückwärts oder vorwärts, hie Welf, hie — Hohenzollern; Fisch oder Vogel, sonst findet sich nirgends das rechte Element zur Bewegung und zum Leben; Amphibien sind immer die trägsten, widerlichsten Thiere, und die Fledermäuse scheuen das Licht. —

In der Broschüre „Die Militär-Vorlagen, ihre Gegner und ihre Freunde“ findet sich gleich S. 3 folgende Stelle:

„Diese Worte fanden im ganzen Lande lauten Wiederhall, und wenn es möglich gewesen wäre, das Gesetz [1]) selbst sogleich vorzulegen, so wäre es vielleicht unter dem Druck der äußern politischen Ereignisse [2]) im Sturm votirt worden. — Es verfloß ein Monat, ehe es den Kammern vorgelegt wurde, und während dieser Zeit sammelten sich alle zerstreuten Elemente der Opposition, die „Bürgerlichen“, welche, in der langen Friedensepoche von 1815 bis 1848 erwachsen, jene traurigen und unverständigen Antipathien gegen das stehende Heer eingesogen hatten, die immer erst die Noth und die Gefahr vertreibt; die Nationalökonomen, welche auf Heller und Pfennig ausrechnen, was jeder Soldat dem Staate kostet, und wie viel der Staat vertragen und nicht vertragen kann; endlich die Demokratie, welche das stehende Heer immer mit dem äußersten Widerwillen betrachtet und, wenn sie auch nicht mehr die Abschaffung dessel-

---

[1]) Das Gesetz über die Umgestaltung des Heeres.

[2]) Welche politischen Ereignisse mögen es wohl gewesen sein, welche diesen Druck ausüben sollten?

ben verlangt [1]), es doch in ihrem Sinne möglichst unschädlich machen will." —

Was nun das Votiren von Gesetzen „im Sturme" sagen will, hat die französische Aristokratie einst in jener berühmten Nacht zur Genüge erfahren, und wir finden es daher ganz gut, wenn unsere Vertreter des Landes Nichts „im Sturme" thun. Gut Ding will Weile haben! — Von Antipathien der „Bürgerlichen" gegen das Heer in Preußen vor 1848 hört man wohl hier zum erstenmale sprechen; wenn sie aber nach diesem Jahre sich an manchen Orten kund gaben, so wollen wir wünschen, daß sie „unverständig" bleiben und durch unsinnige Provocationen von gewisser Seite und durch brutales Auftreten gewisser Leute gegen die „Bürgerlichen" nicht zuletzt „verständig" werden." — Wenn die Staatsökonomen unter den Vertretern des Landes nachrechnen, was jeder Soldat dem Staate kostet und wie viel dieser davon „vertragen" kann, so thun sie ihre Pflicht, welche an ihrer Stelle genau so viel werth ist, als die, welche der Soldat vor dem Feinde auszuüben hat. — Und nun wieder die Demokratie! dieser Popanz, mit welchem jetzt noch eine kleine, aber sehr — schlaue Partei die Einfältigen an sich zu fesseln weiß, und den sie gleichsam als nationales rothes Gespenst neben der weißen Frau unseres Königlichen Schlosses in Preußen für immer einschmuggeln möchte. Und wirklich ließ sie es im Staate schon lange spuken; nur nannte sie früher die Anhänger der in Frankreich proklamirten Menschenrechte und die Gegner der Wöllner'schen Edikte „Preußische Jakobiner"; dann diejenigen, welche Deutschlands Landkarte von dem Aussehen einer Harlequinsjacke befreien wollten und an Versprochenes glaubten, — Demagogen; so wie jetzt diejenigen, welche die Verfassung als Wahrheit wollen, bei gleichen Pflichten gleiche Rechte haben wollen und Gegner des feudalen Herrenhauses wie jedes mittelalterlichen Gerümpels sind, — Demokraten. —

Doch genug und wohl schon zu viel, um wenigstens den Beweis zu liefern, daß die Auslassungen über die Umgestaltung unseres Heerwesens von gewisser Seite wenigstens doch dazu angethan waren, im preußischen Volke das Mißtrauen zu erregen, es sollte nebenbei auch damit den politischen Zwecken einer gewissen Partei im Innern des Landes gedient werden. Indessen diese Partei hat zu lange in Grün (die Farbe der Hoffnung) geblickt, um nun nicht nach bekanntem Naturgesetz Alles roth zu sehen. Von unserm jetzigen Ministerium aber läßt sich mit Recht erwarten, daß der Blick ein ungetrübter ist. —

[1]) That sie das irgendwo?

Die liberale Partei ist weit entfernt, wie man es ihr andichten möchte, die Erhaltung und Vertheidigung des Vaterlandes einer Miliz, Freischaaren, Bürgerwehren oder sonst dergleichen anvertrauen zu wollen; sie will ein tüchtiges, vaterländisches, Königliches Kriegsheer, aber kein junkerliches, und sie wird um so bereitwilliger jedes Opfer bringen, je weniger die preußische Armee das letztere, je mehr sie das erstere ist und wird. — Daß zur Zeit der Franzosen-Herrschaft Napoleon die Militär-Organisation Preußens auf seine Furcht vor dem kriegerischen Geiste des preußischen Volks, vor seinem Drange nach Recht und Freiheit, gegründet haben wollte, gereichte dem Lande zur Ehre, und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht irrte. — Wenn aber eine preußische Regierung solche Rücksichten obwalten ließe, mehr an eine Verwendung des Heeres im Innern als an eine nach Außen dächte, sie würde sich selbst und das Land herabsetzen. — Preußens König vertraut seinem treuen Volke, wie es ihm vertraut, und ist so weit entfernt von solchen, das Land jetzt nur noch beschimpfenden Befürchtungen, daß er eben nichts anderes will, als das „Volk in Waffen", und er weiß, warum er es will. — —

V.

Die neue Militär-Organisation und ihre Motivirung in socialer und staats-ökonomischer Beziehung.

Als das stolze England, dieses England mit seinen wunderlichen Widersprüchen, seiner Freiheit der Reichen und Rechtslosigkeit der Armen, seiner krämerhaften, bigotten Aristokratie und seinen aristokratischen, aufgeblasenen Krämern, seinen Perrücken und Wollsäcken, seiner tendenziösen Entrüstung über den Sklavenhandel und seinem Aufkauf von Soldaten und seinem Matrosenpressen, seinen Bibeln und seinen neunschwänzigen Katzen, seiner Arroganz und seinem Spleen, — in den Kriegen mit Napoleon durch seine Armee und Flotte gerettet war, erkannte der eingefleischte Aristokrat und Tory, Wellington, bei beiden nichts Wirksameres als Prügel, mehr Prügel, „einen neuen Stock her". — Er verdächtigte im Oberhause öffentlich die Disciplin der preußischen Armee, derselben Armee, welche zwei Tage nach einer gründlich verlorenen Schlacht durch einen glänzenden Sieg dem undankbaren Feldherrn den schon entfallenen Lorbeer wieder in die grauen Haare geflochten hatte, und schrieb es dem Mangel an Prügel in derselben zu, daß bei steter Verfolgung des Feindes bis

Paris, während die Engländer, gut versehen, in bequemen Tagemärschen gemächlich folgten, manches vorkam, was nicht in der Ordnung war. Indessen der Hunger that weh, und das Rachgefühl war groß. — Für die steifen, förmlichen Engländer waren freilich unsere munteren Preußen wahre „Grasteufel", aber sie bissen. — Für jene Beleidigung unserer Armee wurde dem Herrn von unserm Grolmann, dem Soldaten vom Kopf bis zur Zeh, die gebührende Abfertigung. — Jetzt ist Grolmann todt. —

Nachdem unsere Armee in den Jahren 1848 und 1849 pflichttreu Gesetz und Ordnung überall im Lande wahrte; nachdem sie beide in Sachsen, Baden, Frankfurt ꝛc. mit ihrem Blute wieder herstellte; nachdem sie in Schleswig-Holstein mit einem der Väter würdigen Ruhme, wenn auch nicht in demselben Sinne mit einem gleichen Erfolge, gekämpft hatte; nachdem ihr edelherziger König ihr dankbare Anerkennung gezollt, sie mit Lob und Ehren überschüttet hatte; nachdem alle militärischen Schriften und Blätter ihre Leistungen und den von ihr gezeigten herrlichen Geist nicht genug erheben konnten; — da plötzlich, als die Reaktion zur Macht gelangt war, ertönte von dieser Seite der Ruf nach Verlängerung der Dienstzeit, Stahlbädern des Gehorsams, strafferen Zügeln zur Aufrechthaltung der Disciplin, Aufgehen der treuen Landwehr in die Linie ꝛc. War es Scheu, die sich hier mit einemmale zur Achtung paarte? war es das Streben die Gewalt fester zu binden, wo man den Geist fürchtete? Gott weiß es.

Die preußische Armee nach 1815 war der Stolz Preußens und seines Königs, und ihre Institutionen wurden fast überall mit mehr oder weniger Glück, mit mehr oder minderem Geschick von andern Mächten nachgeahmt; an mancher Stelle auch mit größerer Genialität und im fortschreitenden Geiste der Zeit vervollkommnet. —

Jetzt heißt es mit einem Male, daß diese Armee nur gut war für den Frieden, den die Fortdauer der heiligen Alliance und die dadurch befestigte politische Gestaltung der Welt dauernd gesichert hätte (wie z. B. die Verbindung von Belgien mit Holland, Krakau ꝛc.), höchstens zur Abwehr etwaiger Ruhestörungen taugte [1]). — Also alle die Mühe und Sorgfalt, welche Friedrich Wilhelm III., der schon als junger Monarch in militärischen Dingen stets das gesundeste und seinen ergrauten Generälen gegenüber das richtigste Urtheil hatte, auf sein Heer verwandte, hätte keinen höhern Zweck gehabt? Und das sagt man der jetzt noch

---

[1]) Siehe die Broschüre: Le Rocher de Bronze. S. 7.

lebenden Generation, welche diesem Heere angehörte! Wenn man dem Machtwort des „uns umringenden Prätorianismus“ die gebührende Abfertigung geben will, so sollte die Geschichte und in neuester Zeit Rußland und Oestreich gelehrt haben, daß man es nicht kann, wenn man ihm mit denselben Waffen entgegentritt, und man sollte sich erinnern, daß Napoleon I. erst unterlag, als man die zum Gefühl der Freiheit erhobenen Völker gegen ihn in den Kampf führte. — Nicht in unserem Wehrsystem wurzelte „die Unfreiheit unseres politischen Handelns, die Passivität und Neutralität, zu der wir seit langer Zeit verdammt sind“ [1]), sondern darin, daß man bei uns so lange nicht wollte, was man konnte, und zugleich dabei fühlte, daß man nicht konnte, was man wollte; daß man zur Zeit, wo man den Grundsatz acceptirte: Viel für uns — Wenig für das Volk — Nichts durch das Volk — dennoch zugeben mußte, daß wo nun einmal, wie bei uns, Alles durch das Volk geschehen muß, im Kriege, auch dieser nur für das Volk d. h. im Interesse der Gesammtheit, nicht einer einzelnen Partei, geführt werden kann; daß man endlich bei uns so lange alles, im Innern wie nach Außen, durch die trübe, rothe Brille einer solchen Partei betrachtete, deren Glieder — „inbrünstig hoffen, daß die momentane Stabilität unserer Landwehr mehr als eine ephemere Maßregel documentire, daß vielmehr mit dieser Wandelung Hand angelegt sei an die Wurzel eines Systems, welches in unzeitgemäßen Grundlagen dem lebendigen Stamm in seinem Wachsthum und Gedeihen hindernd entgegentrat“, und sich „dieses ersehnten Correctivs freuen, mit dem sie alle die wilden Reiser fallen zu sehen hoffen, die in der Ahnung stockender Kraft dem altehrwürdigen Lebensbaum als nutzlose Palliative inoculirt wurden“ [2]). —

Also unsere Landwehr war und ist diesen Herren nur ein nutzloses Palliativ, einst gut genug, für den Augenblick die kranken Reiser des „lebendigen“ aber innerlich morsch gewordenen Stammes zu ersetzen und diesem „inoculirt“ zu werden. —

Genug, während der Regierungs-Epoche der Reaktion wurde denn auch bald diese „Wandelung“ in Angriff genommen. In demselben Jahre, in welchem man darüber unterhandelte, wie Preußen mit einem Herrenhause zu beglücken sei, wurde die bis dahin bestandene zweijährige Dienstzeit in eine zwei und einhalbjährige umgewandelt; man wollte, wie mit allem, auch hier nicht zu plötzlich vorgehen. Die Reaktion behauptet zwar, die dreijährige Dienstzeit wäre gar nicht abgeschafft gewesen; vor dreißig Jahren die

---

[1]) Le Rocher de Bronze. S. 8.

[2]) Le Rocher de Bronze. S. 6.

zweijährige nur eingeführt worden; sie betrachtet eben das früher Dagewesene bis zum Mittelalter hinein nicht als abgeschafft. — Dem sei nun, wie ihm wolle, im Jahre 1856, in welchem man gerade aus den Begebenheiten in der Krim gelernt haben konnte, daß selbst eine lange Dienstzeit, wie sie bei den Russen bestand, keine Garantie für den Erfolg gäbe, daß vor allem der Geist es thue, wurde auch diese „ja von jeher gesetzlich bestandene" dreijährige Dienstzeit wieder hergestellt.

Nebenher wurden denn auch die Hauptleute und Rittmeister dritter Klasse in die Armee eingeführt, welche dereinst bestimmt sein sollten, die Landwehr-Compagnien und Landwehr-Schwadronen zu commandiren. Dieser letztere gewiß eben so nothwendige als sachgemäße Zweck wäre zwar auch erreicht worden, wenn man erst für den eintretenden Fall dieser Verwendung für den Krieg, die betreffenden Premier-Lieutenants zu Hauptleuten ꝛc. befördert hätte; ja es wäre dann noch besser gewesen, diesen die Linien-Compagnien und den älteren Compagnie-Chefs die Landwehr-Compagnien zu geben; so war jedoch noch der Vortheil damit verknüpft, daß den Subaltern-Offizieren Avancement und Gehaltserhöhung geboten wurde. Der General v. Griesheim sagte selbst darüber, daß „in Bezug auf die Garde-Kavallerie-Regimenter nicht wohl eine Ausnahme gemacht werden kann, obwohl im Frieden keine Garde-Landwehr-Schwadronen bestehen, und auch die Gerechtigkeit verlange, den Offizier-Corps der Jäger und Pioniere eine gleiche Begünstigung zuzuwenden". — Er hatte also auch nebenbei diese Begünstigung im Auge, und in der That war diese, was die Gehaltserhöhung betraf, den Subaltern-Offizieren von ganzem Herzen zu gönnen, denn lange genug sah man in der Armee schon beinahe ergraute Premier-Lieutenants, welche noch dasselbe Einkommen hatten, als der eben aus dem Kadettenhause entlassene Lieutenant, welcher dabei noch Unterstützung von Hause ꝛc. genoß, die für jene längst verloren gegangen war. — Sonst aber führte die Stellung zweier Hauptleute in einer Compagnie, der Natur der Sache nach, manche Inconvenienzen herbei, und man war deshalb fast überall darauf bedacht, diese Hauptleute dritter Klasse bei den Kommissionen, Schulen ꝛc. zu beschäftigen, wodurch sie aber gerade wieder dem Dienste mehr entfremdet und also weniger zur Führung einer Compagnie, noch dazu einer Landwehr-Compagnie, befähigt wurden. — Das Verhältniß ist nun freilich durch die neue Militär-Organisation ein anderes geworden; für diese war es aber eine gut vorbereitende Maßregel. — Mit den Vorlagen zu dieser Organisation trat das neue Ministerium nun vor die Vertreter des Landes. —

Der einzige Segen, welchen die Reaktion dem Lande gebracht hat, daß sie Alle mit ihrem Wollen und Wirken vertraut machte, ist Preußen theuer zu stehen gekommen und wird noch lange fühlbar bleiben. Ihr Regiment hatte dem Staate eine wunderbare Gestaltung gegeben.

Frömmigkeit und Loyalität begann eifrig im ganzen Lande als Scheidemünze zu curſiren, mit welcher man vollwichtige einwechſeln konnte. Man drängte ſich in die Kirchen, aber in ihnen auch nach den Plätzen, auf welchen man von rechter Stelle aus geſehen werden konnte. Aus der einſt ſo ſehr von der Reaktion gehaßten, altpreußiſchen, liberalen Beamtenwelt, die feſt und treu in ihrer Pflicht, trotzig in deren Ausübung, vor allem nur dem Staate, nicht perſönlichen, ſelbſt nicht den eigenen Intereſſen dienen wollte, war eine ſehr willige und höchſt geſinnungsvolle Büreaukratie geworden, die überall von Loyalität überfloß und ſie oft in widerlicher Art ſelbſt an Orten zur Schau ſtellte, wo ſie gar nicht hingehörte; doch war immer damit zu gewinnen. Durch öffentlich zu Tage gelegte ſtete Kundgebung der gewünſchten Geſinnung war auch der Unfähigkeit ein Weg zur Carriere geboten, und er blieb in allen Zweigen nicht unbenutzt. — Beamte, ſelbſt Offiziere drängten ſich in den Treubund, als gäbe es noch eine andere Treue als die, welche das ganze Land, jeder Beamte, jeder Soldat ſeinem Könige zu wahren hat. Die heiligſten Pflichten, die reinſten Gefühle waren zu Werkzeugen herabgewürdigt. — Wie ſtets Unfreiheit mit Materialismus und Corruption Hand in Hand gehen, begann Egoismus und Selbſtſucht ſich um ſo geltender zu machen, je mehr ihnen überall der Spielraum geboten war. Da es überall mehr auf ein Scheinen, als auf ein Sein ankam, ging mit der Achtung vor Andern auch die vor ſich ſelbſt verloren.

Das Land hatte zwar jetzt ſeine Conſtitution, alſo auch ſeine Vertreter; aber zu den Wahlen gingen meiſt nur, welche es mußten; man ſtimmte, wie gewünſcht oder auch wohl gewiſſermaßen befohlen war, und lachte nachher — über ſich ſelbſt. Vollſtändige Gleichgültigkeit für die Sache, auch wohl Scham ließ die bei weitem größte Zahl der Wähler zu Hauſe bleiben. — Oben Blaſirtheit; unten Verdumpfung; die altpreußiſche Intelligenz lag gebunden und zerrte unwillig an ihren Feſſeln. Ueber dem Lande ruhte eine drückende dumpfe Schwüle; am Horizonte ſammelten ſich dunkle Wolken; ob Regenwolken, ob Gewitterwolken, wer konnte es wiſſen? — Da brach ein Lichtblick hindurch, ein Strahl des Lichts und der Hoffnung fiel in die Herzen aller Derer, welche noch nicht an Preußens Zukunft verzweifelten; — unſer jetziger geliebter und verehrter König trat die Regentſchaft an. —

Das geschah gerade zu einer Zeit, wo sich in Europa Kriegswolken zusammenzogen, die wahrscheinlich auch Preußen nicht unberührt ließen. Oestreich, leichtsinnig genug, hatte seine Truppen über den Ticino gehen lassen, ohne ein greifbares Object vor sich zu haben; es verschaffte Frankreich den Ruhm, für die Völkerfreiheit einzutreten. Napoleon I. gestand auf St. Helena zu, daß er seinen Untergang nur seinem Ankämpfen gegen die letztere dankte; sein Nachfolger und Erbe seines Namens sorgt auf einem klügeren Wege für die Existenz seiner Dynastie, und er kann sich dabei Zeit lassen; es steht ihm kein Concurrent gegenüber. — Es war natürlich, daß unter solchen Umständen die neue Regierung vor allem andern die Wehrkraft des Landes ins Auge faßte, noch natürlicher, daß sie dabei den Ueberlieferungen folgte, wie sie in den Jahren kurz zuvor von militärischen Autoritäten aufgestellt waren. — So konnte sie mit gutem Gewissen die neue Militär-Organisation ins Leben rufen. Die Punkte, worauf es dabei der Hauptsache nach ankam, waren folgende:

1) Statt der bisherigen 40,000 Rekruten sollen fortan jährlich 60,000 derselben ausgehoben werden.
2) Die drei jüngern von den sieben Jahrgängen der Landwehr ersten Aufgebots treten in dasselbe Verhältniß zur Armee, wie es bisher bei der Kriegsreserve bestand.
3) Statt der beiden Aufgebote der Landwehr giebt es fortan nur eine Landwehr überhaupt, und diese soll mit Ausnahme dringender Fälle zunächst nur zur Vertheidigung des Landes innerhalb der Landesgrenzen dienen.
4) Die bisher im stehenden Heere vorhandenen 136 Infanterie-Bataillone [1]) werden auf 253 gebracht und bilden die Cadres für die einzustellende Reserve.
5) Die bisher bestehenden 36 Kavallerie-Regimenter des stehenden Heeres werden um 18 derselben vermehrt, und dafür geht die Landwehr-Kavallerie ganz ein.
6) Die Artillerie erhält eine combinirte Festungs-Abtheilung; jede Pionier-Abtheilung (Bataillon) eine Compagnie mehr.
7) Die Dienstzeit im stehenden Heere wird bei der Kavallerie auf vier Jahre, bei allen andern Waffen auf drei Jahre festgestellt.

Man kann nun nicht sagen, daß das neue Ministerium mit Motivirung dieser Militär-Vorlagen vor den Vertretern des Landes in jedem

---

[1]) Incl. 10 Schützen- oder Jäger-Abtheilungen oder -Bataillone.

Punkte gerade glücklich gewesen wäre. Es würde wohl mehr der Fall gewesen sein, wenn man frei und offen erklärt hätte, daß die bisherige preußische Armee der Qualität nach vortrefflich, der Quantität nach aber nicht mehr der Stellung Preußens würdig und noch viel weniger den Aufgaben gewachsen wäre, welche es sich von jetzt an zu stellen hätte. Dann wäre vom ganzen Lande jubelnd zugestimmt worden, und ein so liberales Abgeordnetenhaus, wie es das bestehende zur Zeit war, hätte mit Freuden alle zu bringenden Opfer bewilligt. Denn in solchen Dingen war die liberale Partei von jeher sehr freigebig, bei der reaktionären hörte dabei bald die Gemüthlichkeit auf.

Statt dessen erfolgte die ausdrückliche Erklärung: daß eine Vermehrung der mobilen Feldarmee keineswegs beabsichtigt würde, daß die Stärke der nach unserer bisherigen Kriegsorganisation in erster Linie ins Feld zu stellenden Armee auch jetzt noch den Verhältnissen Preußens entspräche.

Wenn nun der Militär-Etat von circa 30,000,000 Thalern um neun und eine halbe Million jährlich vermehrt wird in einem Staate, dessen 18,000,000 Einwohner ihre Wohlhabenheit nicht der günstigen Lage des Landes, sondern nur ihrer Intelligenz und Arbeitskraft zu danken haben, so ist nichts natürlicher, als daß man nach den Gründen dieser neuen Belastung fragt, und wenn man nun erfährt, daß bisher die billiger aufgestellte Kriegsmacht der Zahl nach für die Zwecke des Staats ausreichend war, daß man nach den sonstigen Vortheilen forscht, die dem Lande oder der größern Tüchtigkeit des Heeres damit gebracht werden, und darnach fragt, ob diese mit jener Belastung im Verhältniß stehen.

Die Motive wurden dadurch abgeschwächt, daß sie Grundsätze und Ansichten aufstellten, welche man schon längst aus der Kreuzzeitung und den sich ihr annähernden militärischen Schriften und Blättern bis zum Ueberdruß kennen gelernt hatte, und daß sie nebenbei besondern Nachdruck auf Ursachen und Gründe legten, die wirklich zutreffend angenommen, dennoch nicht drängend genug erschienen, um eine so bedeutend größere Anspannung der Steuerkraft des Landes zu erklären.

Die größere Zahl der jährlich zu stellenden Rekruten soll die allgemeine Wehrpflicht mehr zur Wahrheit machen; es soll damit eine größere Gerechtigkeit geübt werden. — Diese allgemeine Wehrpflicht seit dem 3. September 1814 unbestritten als zu Recht bestehend anerkannt, dabei die dafür zu gleicher Zeit gewährten und eben so im Rechte begründeten Aequivalente, Entschädigungen und Erleichterungen im Dienste als noch jetzt ihrer ganzen Ausdehnung nach vorhanden angenommen, so wird diese all-

gemeine Wehrpflicht nicht dadurch entschiedener oder gerechter durchgeführt, daß statt sonst von Vieren nun von Fünfen Drei davon befreit bleiben, — mag es nun sein, weil sie statt 5′ 1″ Größe nur 5′ ¼″ haben, mag es wegen schwacher Brust, allgemeiner Körperschwäche, temporärer Unbrauchbarkeit, oder aus sonst irgend einem Grunde sein; mögen sie auch zum geringen Theil sich frei gelooſt haben.

Wenn Alle auf ein Recht oder einen Genuß Anspruch haben, und es gelangen statt sonst nur ein Viertel jetzt zwei Fünftel der Zahl dazu, so kann man das einen Fortschritt, eine größere Annäherung an Gerechtigkeit nennen. Wie aber eine Last — und das ist doch die allgemeine Wehrpflicht — dadurch gerechter vertheilt und erträglicher wird, daß sonst von Vieren Einer, jetzt von Fünfen Zwei und zwar mit gleicher Stärke sie zu tragen haben, möchte wohl nicht Jedem einleuchten. —

Der Hauptmann im Königl. Preuß. Ersten Garde-Regiment z. F. C. v. Reinhard sagt zwar in seinen Bemerkungen zu „Die Wahrheit ꝛc. von Rüstow“: „Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht besteht darin, daß jeder waffenfähige Preuße ohne Exemtion dienen muß, sobald ihn das Loos trifft; ob er wirklich dient, berührt das Princip nicht“ — und wir wollen uns das gern gesagt sein lassen, die wir auch keine „tendenziösen Feinde“, sondern recht warme Freunde unserer Armee sind; aber das Gesagte wäre nur erst alsdann richtig, wenn nicht aus den jährlich zu stellenden Dienstpflichtigen im Verhältniß zum Bedarf erst circa ein Drittel nach Ansichten und Ermessen von Seiten des Militärs als dienstbrauchbar ausgesucht würden und von diesem nur wieder ein sehr geringer Theil zum Looſen käme.

Genug: die allgemeine Wehrpflicht kann nur durch eine militärische Jugenderziehung annähernd zur Wahrheit gemacht, niemals in ihrer Reinheit mit dem Dienst in der Armee hergestellt werden. Sie wird nur in der geringeren Ausdehnung gerechter durchgeführt, wenn die Minderzahl, welche in der Armee dieser Pflicht zu genügen hat, bei der Ableistung derselben sie mehr erleichtert sieht. Da dies nun mit der neuen Militär-Organisation wirklich nicht geschieht, so kann man wohl über die „größere Wahrheit und Gerechtigkeit“ zur Tagesordnung übergehen.

Ehre aber den Männern, welche bei dieser Gelegenheit nur die entfernte Zumuthung einer Stellvertretung mit Entrüstung zurückwiesen. Kann es wohl ein scheußlicheres Privilegium des Geldes geben, als da, wo der Mann bei Gefahr seines Lebens und seiner Gesundheit für sich selbst einzutreten verpflichtet ist, einen Stellvertreter zu kaufen? Möge man solchen Handel, der toller als der Sklavenhandel ist, dem freien,

bibelfesten Engländer überlassen, der vom Menschen weiß „what he is worth", und seine Siege gern mit fremdem Blute (leider Gottes, oft genug deutschem) erkauft; mag man ihn in Frankreich am Ort finden, das im Materialismus seines Cäsarenthums versunken ist, und welchem letztern natürlich lieb sein muß, daß mit dem Wegbleiben der Wohlhabenderen aus der Armee, sich auch weniger die Ansichten der Gebildeteren und Aufgeklärteren in ihr festsetzen. Einer annähernden Anschauung begegnen wir auch bei uns schon; so können wir z. B. in der Schrift „Le Rocher de Bronze" S. 9 Folgendes lesen: „Unbeirrt bleibe man dabei dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht treu, nur wolle man in der einmal beliebten humanen Exemtion der höher gebildeten Klassen weiter gehen, und diese gesammte Kategorie nach ihrem kurzen Cursus ohne Rücksicht auf die Altersklasse alsbald dem zweiten Aufgebot der Landwehr einverleiben, wo die betreffenden Individuen je nach ihrer Würdigkeit und Befähigung, entweder als Landwehroffiziere oder in einer anderen Charge mit ihrem Patriotismus und unter der Leitung gediegener Führer eine genügendere Anerkennung finden und eine passendere Stellung einnehmen werden, wie als Zwitterschöpfungen in den Reihen des stehenden Heeres." — Ueberall: Dieselben Zwecke, auch dieselben Mittel. — —

Eine andere Frage der Billigkeit und Gerechtigkeit wäre es aber, ob die vielen Glücklichen oder Unglücklichen, wie man sie eben nennen will, welche bis zu ihrem 50sten Jahre militär-dienstfrei bleiben, während ihre Mitbürger bis dahin zum Theil ihre Wehrpflicht ableisten, zum Theil dazu andauernd verpflichtet sind, nicht für ihre dem Staate nicht zu leistenden oder geleisteten Dienste, zu welchen ihnen doch eigentlich die Verpflichtung oblag, mit einer Militär-Dienststeuer zu belegen wären. Diese Steuer müßte mit dem Einkommen und Vermögen der Betreffenden der Procent-Zahl nach in steigendem Verhältniß zunehmen, weil der Werth und die Nothwendigkeit des Kriegsheeres dem Vermögenden mehr zu gut kommt, als dem Aermeren. Wie bekannt, waren die Römer von der letzteren Wahrheit so durchdrungen, daß zu ihrer bessern Zeit die ärmere Klasse von der Wehrpflicht selbst befreit war, und erst als diese hinzugezogen wurde, ging die Freiheit unter. — Wer zur Vertheidigung des Vaterlandes nicht das Schwert zu ziehen vermag oder braucht, mag wenigstens die Börse ziehen. — Solche Steuer würde einen vortrefflichen Fond zur Unterstützung der Familien geben, deren Väter als Wehrmänner im Felde liegen, und aus ihm könnten die Wittwen und Kinder der Gefallenen den verlorenen Versorger in etwas ersetzt sehen. — Eine solche Steuer würde vom Lande mit größerer Zustimmung aufgenommen, als

etwa eine Tabacksſteuer, welche vielleicht dann noch die „Pfeife Taback“ des ehrlichen Landmanns oder Handwerkers ſo hoch beſteuerte, als die duftende Havannah eines Geheimraths. —

Die neue Militär-Organiſation ſoll „die lange Dauer der Verpflichtung einer geringen Zahl für den wirklichen Kriegsdienſt Beſtimmter in eine kürzere Dauer für eine größere Zahl umwandeln“, und dazu werden die vier älteſten Jahrgänge der Landwehr erſten Aufgebots von der Verpflichtung für die mobile Armee entbunden, dafür aber auch die drei jüngern Jahrgänge deſſelben aus dem Landwehr-Verhältniß in das Reſerve-Verhältniß übergeführt. — Die Lobredner der neuen Organiſation legen auf dieſe „Erleichterung der Wehrpflicht“, welche damit dem Lande und dem Einzelnen zu Theil werden ſoll, eine ſo große Bedeutung, daß ſie einer beſonderen Betrachtung unterworfen werden muß.

Bisher wurden jährlich circa 40,000 M. nach dreijähriger Dienſtzeit als für den Militär-Dienſt ausgebildet in die Reſerve entlaſſen. Nach zwei Jahren traten dieſelben in die Landwehr erſten Aufgebots über und verblieben darin ſieben Jahre. In dieſen neun Jahren vermindert ſich aber jene Zahl von 40,000 durch „Tod, Invalidität, Auswanderung und andere Verhältniſſe durchſchnittlich um 26½ pCt., ohne daß hierbei die geſetzlich Reklamirten in Rechnung geſtellt wären“, und da dieſer Abgang mit den ältern Jahrgängen ſich verhältnißmäßig immer mehr ſteigert, ſo wird man der Wahrheit ſehr nahe kommen und dabei das Verhältniß für eben dieſe älteren Jahrgänge noch günſtig annehmen, wenn man dieſe jährliche Abnahme von 40,000 in dieſen neun Jahren durch die Verhältnißzahlen 40 : 39 : 37 : 35 : 33 : 31 : 28 : 25 : 21 : 16 Tauſend feſtſtellt. Hiernach hätten wir alſo bisher 39 + 37 = 76 Tauſend in der Kriegsreſerve, 35 + 33 + 31 = 99 Tauſend in den drei jüngern und 28 + 25 + 21 + 16 = 90 Tauſend in den vier ältern Jahrgängen der Landwehr erſten Aufgebots gehabt. Es würde alſo hiernach mit der neuen Organiſation zwar die geringere Zahl der Jahrgänge, aber die größere Zahl der Leute des erſten Aufgebots der Landwehr in das Reſerve-Verhältniß übergehen.

Nach der neuen Militär-Organiſation werden jetzt jährlich 60,000 M. nach dreijähriger Dienſtzeit in die Reſerve entlaſſen, um in derſelben fünf Jahre zu verbleiben und dann in die Landwehr überzutreten. Vorausgeſetzt, dieſe 60,000 nehmen jährlich nach demſelben Verhältniß wie oben ab, alſo wieder nach ganzen Verhältnißzahlen wie 60 : 59 : 57 : 54 : 50 : 46 : 41 : 36 : 30 : 24, ſo würden wir von jetzt an in der Reſerve 59 + 57 + 54 + 50 + 46 = 266 Tauſend Mann haben. Dieſe Zahl würde

ſich alſo jetzt vom 23. bis zum 28. Jahre in der Kriegsreſerve befinden, während früher ſich darin in demſelben Alter 76 Tauſend nur zwei Jahre und 99 Tauſend ſich drei Jahre in dem weniger drückenden Verhältniß der Landwehr befanden. Dafür haben freilich 90 Tauſend zwiſchen dem 28. und 32. Jahre die Ausſicht, ferner nicht mehr zu Heeresaufſtellungen und Demonſtrationen einberufen zu werden; müſſen aber nach wie vor erwarten, für den Krieg ſich zur Armee eingezogen zu ſehen.

Mit einem „glücklichen Griff" erkannte man im Jahre 1815 das 25. Jahr als dasjenige an, in welchem ſich der Bürger wie der Bauer nach dem eigenen Herd ſehnt, nach dem Ort umſieht, wo er ſich ſeine Häuslichkeit gründen kann und dann wohl die Pflicht fühlt, zur Vertheidigung Soldat zu ſein, aber nicht mehr die Luſt hat, Soldat zu — ſpielen. — Eine Menge ſehr, ſehr frommer Leute ſchimpfen gewaltig auf die Eheſchließung ſelbſt in dieſen Jahren, die ihnen noch viel zu früh iſt. Sie erkennen nur Gottes Ordnung an, wo ſie ihnen paßt, und möchten am liebſten ein combabiſches Geſchlecht. — Sittlichkeit und Moralität werden jedenfalls dadurch gefördert, und es ſtände dem Staate wenig an, hier dem natürlichen Verlauf ein Hemmniß in den Weg zu legen. — Nun iſt nicht zu leugnen, daß das Reſerve-Verhältniß mancherlei Beſchränkungen bei dieſem Streben zum Fortkommen in der bürgerlichen Welt auferlegt, und es iſt ſehr die Frage, ob dem Einzelnen damit gedient iſt, ſich ſtatt im 25. nun erſt im 28. Jahre davon befreit zu ſehen, um dabei nachher ganz wie ſonſt Landwehrmann, wenn auch nicht mehr erſten Aufgebots, zu ſein. —

Zwar ſcheint es, als wäre jetzt aus unſerer Landwehr eine Art von Landmiliz geworden, da in ihr fortan „Uebungen, Kontrolen, Ab- und Anmeldungen, Beſchränkung der Freizügigkeit ꝛc." ganz wegfallen ſollen. Man wird aber nur zu bald als nothwendig erkennen, daß die Landwehr wenigſtens in den dem Kriegstheater naheliegenden Provinzen ſofort mit dem Ausbruche des Krieges eingezogen werden muß, und daß deshalb ſchon im Frieden eine vorbereitende Organiſation dazu nothwendig erſcheint; daß man dieſelbe immer mehr vervollkommen muß. Und ſo werden wir im Laufe der Zeit die Landwehr wieder in ihrer vortrefflichen Geſtalt erſtehen ſehen, wie ſie eine an Sinn und Geiſt geſunde Zeit erſchuf. Freilich für die ihr Angehörigen ſind dann wieder mehr Beläſtigungen damit verknüpft, die aber ſo wie vieles andere mit Geduld ertragen werden müſſen.

Eine ſehr große Bedeutung wird dem Umſtande beigelegt, daß die neue Militär-Organiſation verhütet, daß nicht mehr ſo viele Familienväter

mit ins Feld rücken müſſen; daß ſie alſo zugleich dem Lande und ſeinen Kreiſen die Unterſtützungen ihrer Familien erſpart. — Zugegeben, jede Familie würde durchſchnittlich monatlich mit drei Thalern unterſtützt, und es erwüchſe mit Beibehaltung der ſieben Jahrgänge der Landwehr erſten Aufgebots dem Lande dadurch für die Dauer ihrer Einziehung wirklich eine jährliche Ausgabe von 3,000,000 Thlr., ſo darf dabei nicht außer Acht gelaſſen werden, daß mit der jetzt eingetretenen Vermehrung des Kriegsheeres unter den nun zur Kriegsreſerve übergetretenen drei Jahrgängen der Landwehr, welche circa 54 + 50 + 46 Tauſend, in Summa 150 Tauſend Mann betragen, ſich ebenfalls 33⅓ pCt., d. h. 50,000 Verheirathete befinden werden, welche alſo nach obiger Annahme gleichfalls für die Dauer eines Jahres 1,800,000 Thlr. an Unterſtützung in Anſpruch nehmen, ſo daß die Differenz gegen ſonſt jährlich nur etwas mehr als eine Million betragen wird. Aber auch dieſe Erſparniß würde nur für die Zeit eintreten, wenn die mobile Armee nur zu demonſtrativen Aufſtellungen verwandt würde; für den Krieg würde man doch auch die Landwehr heranziehen müſſen, und dann würde alles beim Alten bleiben. —

Die Rückſicht auf Frau und Kind hat einen preußiſchen Soldaten noch niemals dahin gebracht, dem Feinde ſeines Vaterlandes gegenüber nicht ſeine Schuldigkeit, ja noch mehr zu thun. Freilich will er aber auch ſeine Familie, während er im Felde liegt, nicht dem Verhungern preisgegeben ſehen; freilich will er ſie auch nothdürftig wenigſtens verſorgt wiſſen, wenn er ſich auf dem Felde der Ehre dem Vaterlande zum Opfer gebracht hat. — Wittwen und Waiſen wird leider ein Krieg immer machen, aber wie weit müßte ein Land ſchon heruntergekommen ſein, welches ſich derſelben nicht dankbar annähme und dabei nur an Erſparniſſe dächte. — In dem frühern ſtehenden Heere wurde den vielen Soldaten-Familien Unterſtützung durch Servis, Brot, Kindergelder, Freiſchulen ꝛc. aus Staatsmitteln im Frieden gewährt; wie natürlich erſcheint es daher, daß der Staat jetzt wenigſtens die gleiche Verpflichtung für die kurze Zeit eines Krieges oder einer Mobilmachung übernimmt, in welcher er den Ernährer der Familie zum Kriegsdienſt heranzieht, mag er nun dabei Kriegsreſerviſt oder Landwehrmann heißen. — Almoſen und Gnadengeſchenke, welche noch dazu durch die Hand des Herrn Landraths nach Belieben vertheilt werden, thun es nicht, ſo wenig als es im Rechte begründet erſcheint, einzelnen Kreiſen dabei vorzugsweiſe Laſten aufzubürden, die von der Geſammtheit getragen werden müßten. Ein großer Theil des Mißmuths in der Landwehr entſprang zur Zeit aus der ungleichen

Vertheilung der Unterstützungen; hier wären gesetzliche Feststellungen dringend nothwendig, um jeder Willkühr und Ungerechtigkeit dabei vorzubeugen.

Die Friedens-Uebungen der Landwehr-Kavallerie erforderten jährlich durchschnittlich 850,000 Thaler an Pferdemiethe ꝛc., und wenn sie mobil gemacht wurde, konnte ihre Aufstellung für den Krieg über eine und eine halbe Million kosten. Diese Ausgaben werden nun dem Lande erspart, wenn die Landwehr-Kavallerie ganz abgeschafft ist und die neuen 18 Kavallerie-Regimenter errichtet sind. Die Beschaffung der zu diesen achtzehn Regimentern nöthigen Pferde ꝛc. kostet allein über zwei Millionen, und die bloße Verpflegung ihrer Pferde jährlich über eine Million, wobei Remontirung, Stallung ꝛc. gar nicht veranschlagt sind. Dann hat das Land im Frieden mehr und im Kriege — weniger Kavallerie, als nach dem frühern System; doch ist dabei die Aussicht gestellt, daß sie nun eine desto tüchtigere sein wird. —

Wo früher für den Fall einer Mobilmachung und Heeresaufstellung aus der Altersklasse bis zum 25. Jahre 76 Tausend Reservisten eingezogen wurden, werden es jetzt 116 Tausend; wo früher aus der Altersklasse bis zum 28. Jahre 99 Tausend als Landwehrleute, werden jetzt 150 Tausend als Reservisten sich zu stellen haben. Für die 90 Tausend, welche somit nach dem neuen System aus der Altersklasse bis zum 28. Jahre mehr eingezogen werden, bleiben fortan 90 Tausend aus der Altersklasse bis zum 32. Jahre zurück, und da die letztern (als die älteren) es voraussichtlich im Vermögen weiter gebracht haben, so werden sie auch mehr Steuern zahlen können, als wenn jene zurückblieben; vorausgesetzt, daß ein eintretender Krieg nicht auch ihre Einziehung fordert. — Immer wird der Staat dadurch eintretenden Falles eine geringere „Einbuße" an Steuern erleiden, die um so mehr ins Gewicht fällt, „als der Moment an und für sich schon eine große Menge von Finanzquellen verstopft." —

Das Gesagte wird hinreichen, um über die Vortheile, welche dem Staate durch die neue Militär-Organisation in socialer und ökonomischer Beziehung geboten werden, einigermaßen ein Urtheil gewinnen zu lassen und zu zeigen, ob sie groß genug erscheinen, um als die wichtigsten Ursachen dazu hervorgehoben zu werden; ob sie so drängend sind, um dem Lande jährlich ein Mehr an Steuern von neun und voraussichtlich mehr Millionen aufzuerlegen.

Man hat die Ansicht, daß die Forderungen des Militär-Etats für die Zukunft sich noch immer mehr steigern würden, von der Hand gewie-

ſen. Es erſcheint aber nichts natürlicher und gerechter, als daß die neu geſchaffenen Regimenter bei denſelben Leiſtungen für die Zukunft auch allmälig denſelben Etat, dieſelben lokalen Einrichtungen und Vortheile ꝛc. wie die alten Regimenter in Anſpruch nehmen werden; jedenfalls wird aber mit der beinahe um die Hälfte zugenommenen Zahl der Offiziere in der Armee dereinſt der Militär-Penſions-Etat eine bedeutende Steigerung erfahren. Die Beſorgniß vor immer zunehmenden Forderungen und damit vor immer neu aufzuerlegenden Steuern möchte alſo nicht ſo ganz ungerechtfertigt erſcheinen.

VI.

Die neue Militär-Organiſation und ihre Motivirung in politiſcher und militäriſcher Beziehung im Allgemeinen.

Möchten die Motive für die neue Militär-Organiſation im vorigen Kapitel nicht Jedem ſtark und dringend genug erſcheinen, eine höhere Bedeutung gewinnen ſie für das Land durch die Hervorhebung ihrer politiſchen und militäriſchen Nothwendigkeit.

Sie ſagen mit Recht: „An die Stelle früherer Stetigkeit iſt ein Zuſtand des Schwankens und der Unſicherheit getreten, in Folge deſſen ſich je länger, deſto häufiger militäriſche Machtentfaltungen für uns als nothwendig erwieſen". — Ja wohl! Schwanken und Unſicherheit! —

In der Zeit unſeres großen Friedrichs war die Politik eigennützig und ſelbſtſüchtig, wie ſie es ſtets iſt; aber ſie war mehr zugreifend und zufahrend. Wo es das Intereſſe des Staats, die Macht und die Größe des Vaterlandes galt, zog man ſchnell das Schwert, und jedes Bündniß dabei war willkommen. Friedrich ſchlug die Franzoſen, welche er achtete und liebte; er nahm Subſidien von England, ſo zuwider es ihm war; er ſuchte das Bündniß der Türken, ſogar das Bündniß des Tataren-Chans; er hätte ſich mit Neu-Seeland verbunden, galt es die Macht und den Glanz ſeiner Krone und ſeines Landes. —

Auch jetzt greift die Politik noch gern zu, aber ſie thut es nur mit Glacéhandſchuhen. Auf Katzenpfötchen ſchleichend, iſt ſie tendenziös, ſelbſt ſentimental geworden. Die Diplomatie handelt nach inneren Antipathien und Sympathien, nach farbloſen Maximen, unbekümmert darum, ob den eigentlichen Intereſſen des Vaterlandes damit genützt oder geſchadet werden könnte. Es iſt für den Charakter unſerer Zeit bezeichnend, daß man

einem vertriebenen, legitimen Könige, welcher sich zur Wiedereroberung seiner Krone mit den Banditenchefs seines Landes verbindet, den blanken Ehrenschild darbringt: daß man für Kampf und Blutvergießen das Symbol des Sieges, den Lorbeerkranz, einer hohen — Dame überreichen konnte. — Eine solche Zeit ist nicht gesund; sie ist krank und liegt in Krämpfen.

Nicht allein mitten inne von Europa, sondern auch gewissermaßen ebenso zwischen den Parteien gelegen, welche jetzt mehr oder minder offen die Welt bewegen, fühlte Preußen sich schon zu oft dadurch aufgefordert, neutral zu bleiben. Bei dieser Nicht-Theilnahme an dem Wollen und Nichtwollen der Nachbarstaaten, an den Strömungen der Zeit, muß es zuletzt isolirt dastehen, ohne Verbündete, die ihm ganz vertrauen. — Die sogenannte bewaffnete Neutralität, so bequem sie oft erscheinen mag, hat Preußen niemals gute Früchte gebracht und steht bei ihm noch in sehr traurigem Andenken. — Wenn einer Jungfrau die Freier nahen, und sie wendet sich nicht Einem ganz zu, weist die andern nicht mit Entschiedenheit zurück, hat vielleicht noch die Eitelkeit, mit allen zu liebäugeln, so behält sie zwar ihre Hand frei, aber bald will sie auch Keiner mehr haben. Sie bleibt endlich sitzen und muß zusehen, wenn Andere sich den Brautkranz in die Locken flechten. Das Rechte thun, ist überall leicht, sobald man es will. Am schwersten ist: es zu rechter Zeit thun. — Bei heute: zwei Schritt vorwärts, morgen: zwei Schritt rückwärts, bleibt man natürlich auf einer Stelle, und Schwächere tragen den Gewinn im Laufe davon. Früh oder spät wird Preußen aus dieser neutralen Stellung heraustreten, oder durch die Begebenheiten daraus gedrängt werden. Das Erstere würde mehr als das Letztere zu seinem Heile gereichen. Die höhere Dankbarkeit zollt man nur dem freien Entschlusse.

Tritt diese Entscheidung ein, und sie wird es bald von selbst thun oder müssen, — dann bedarf Preußen, um seine je nach seiner Entscheidung leichte oder schwere, immer aber große Aufgabe zu lösen, eines starken Kriegsheeres; eines stärkeren, als es bisher aufzustellen vermochte. —

Darum wäre zu wünschen gewesen, daß die Militär-Vorlagen nur mit der Nothwendigkeit der Verstärkung des Heeres, ohne alle Beikost und ohne fremden Beigeschmack aufgetreten wären. Jedem, der sein Vaterland liebt, muß einleuchten, daß wenn bisher, wie sich aus den frühern Angaben ergiebt, Preußen in einem Kriege nur mit circa 350,000 Mann auftreten konnte, dies keine Macht war, die seiner Stellung und seiner Bedeutung entspräche, am wenigsten aber hinreichte, die an ihn sich her-

andrängenden Aufgaben seiner würdig zu lösen. Nach der neuen Militär-Organisation kann Preußen jetzt mit mehr als 500,000 Mann von vornherein in die Schranken treten, freilich nur, wenn es dem Rest der Landwehr ersten Aufgebots seine frühere Bestimmung wiedergiebt. Wäre es damit Ernst, sie vorerst zurückzulassen, so wäre freilich gegen das frühere Wehrsystem wenig gewonnen, und die üblen Folgen würden nicht ausbleiben. —

Die bekannte Lehre der Strategie, daß die feindliche Kriegsmacht immer mehr sich abschwäche, je weiter sie in das fremde Land eindränge; ihre Lage immer gefährlicher sei, je länger ihre Operationslinie würde; diese Lehre und das darauf gebaute System der Vertheidigung des Landes ist nicht mehr stichhaltig, seitdem die Eisenbahnen dem Feinde täglich mehr Nachschub nachführen, als er an Kräften verbraucht, und diesseits der Verlust an materiellen Streitmitteln mit dem der geräumten Landesstrecken in steigender Progression zunimmt. Daher sind die Auslassungen von einem Kriege, der am Rhein begänne und an der Memel erst aufhörte, von dem Entgegenwerfen des letzten Mannes ꝛc. bloße Theorien, welche sich in der Praxis nicht bewähren würden. Den ersten Aufstellungen zweite folgen zu lassen; darauf zu rechnen, daß, wenn etwa in jenen die Linie geschlagen würde, man dann mit der eiligst zusammengerafften und nicht mehr so streng organisirten Landwehr noch viel auszurichten vermöchte, könnte uns leicht in derselben Art strategisch eine Niederlage bereiten, wie wir sie taktisch bei Jena erlitten, wo wir auch in einzelnen Divisionen geschlagen wurden. —

Je zerstörender und vernichtender jetzt die Kriege auf die Industrie und auf den Wohlstand der Gesammtmassen einwirken; je mehr die Politik auch der zunächst nicht betheiligten Mächte stets auf Verkürzung und baldige Beseitigung dieser Calamitäten hinarbeitet, desto mehr wird jetzt jedes Land dahin gebracht, im Kriege Frieden zu schließen, wenn der Zweck des Krieges nur einigermaßen erreicht ist oder aufgegeben werden muß.

Aus diesem Grunde drängen sich in den neuern Kriegen die Begebenheiten immer mehr zusammen, und es erhält die Kriegführung eine Energie in der materiellen und geistigen Wechselwirkung der Parteien, wie sie die frühern Zeiten und selbst die des ersten Napoleon noch nicht kannten. — Die Leichtigkeit, jetzt Soldaten zu schaffen, sowie die Vervollkommnung der Waffen und Zerstörungswerkzeuge bieten zu solcher Energie die rechten Mittel; in Tagen, wo sonst in Monaten, führt der Dampf Ersatz und Ergänzung des Vernichteten herbei, während die Telegraphen Entschluß und Ausführung fast in einen Moment zusammenfallen lassen. —

Man hat auch von Seiten mancher Militär-Schriftsteller mit diesem Verfahren einen politischen Zweck zu erreichen geglaubt, und in der That, liest man von den „jede Autorität zernagenden Lehren", welche sich immer mehr im Volke verbreiten sollen, so kann man wohl von mancher Seite das stehende Heer als den Zauberkreis betrachten, welcher diese immer von Neuem auftauchenden Gespenster bannen soll. — Wären aber diese bösen Dämonen wirklich im Lande vorhanden, so wäre es doch gerade ein falsches Verfahren, sie den jungen Leuten ins Quartier zu schicken, damit sie erkennen, was wirklich an ihnen ist, und um zu erfahren, wo der Teufel eigentlich sein Spiel treibt. — Der General v. Griesheim, welcher stets gerade und aufrichtig auf den Zweck losging und nichts verbarg, sagt deshalb auch in seinen Lebensfragen der Landwehr sehr richtig S. 3: „Denen aber, welche das Heil in einem Cadre-System suchen, rathen wir den Blick auf Baden zu wenden, wo dies System nöthigte, die Truppenkörper gerade in dem Augenblick, wo die Gefahr in ihrer ganzen Größe nahete, in übergroßer Zahl aus Leuten zu bilden, welche Jahre lang, in dem Verhältniß als Beurlaubte, mit dem Gift der Demokratie gespeist worden waren, ohne der Verführung einen andern Sinn, andere Ansichten ꝛc. als die eines Rekruten entgegensetzen zu können; wer von ihnen am längsten gedient hatte, war vor fünf Jahren ein Jahr bei der Fahne gewesen, und war dann während vier Jahren jedes Jahr nochmals auf vier Wochen eingezogen worden". — Der erfahrene Militär kann auch wirklich nur darüber lächeln, wenn er dabei hört, wie die alten, bärtigen Bursche der Kriegsreserve und Landwehr sich an die weichen, bartlosen 20—23jährigen Leute der Linie anlehnen, in ihnen das Beispiel der straffern Dienstformen finden sollen, und ihm stellt sich schon eine, unserer schönen und herrlichen Kriegergruppe ganz entgegengesetzte vor Augen, in welcher ein Jüngling, das Schwert mit kräftiger Faust geschwungen, mit markigem Schritt einherschreitet, und an ihn sich anlehnend, zum Theil von dessen Schilde gedeckt, der bärtige Landwehrmann, stieren Blicks, mit angeklemmter Lanze auf den Feind losgeht. — Jeder, welcher die Gelegenheit hatte, wird in dergleichen Fällen wohl beobachtet haben, wie die jungen Leute nur zu schnell ganz bescheiden vor dem moralischen Uebergewicht der ältern Leute, selbst wenn diese auch in bedeutend geringerer Zahl da sind, zurücktreten, und mit diese bald allein den Sinn und Geist der Truppe bedingen.

Die Sache liegt so nahe, daß man wohl mit Recht erwarten durfte, daß die Motive von solchen theoretischen Ansichten und Rücksichten frei blieben. Aus ihrer Darlegung geht hervor, daß es sich dabei nur um

eine „einheitliche und gleichartige Gestaltung aller Truppenkörper, um eine innerliche Homogenität der Abtheilungen des Heeres handele". Das Cadresystem bietet nebenbei den Vortheil einer leichtern und schnellern Mobilmachung, eine größere büreaukratische Bequemlichkeit beim Uebergang aus dem Friedenszustand in den des Krieges. — Je länger ein Staat Frieden hat, je größer wird stets in ihm das Streben nach Uniformität der Theile der Armee, nach büreaukratischer Regelung und Feststellung auch der kleinsten Thätigkeit in derselben. Gerade dadurch werden aber oft alle Glieder daran gewöhnt, sich stets nur in dem Geleise der gegebenen Vorschriften und Bestimmungen zu bewegen, und verlieren eben dadurch an Fähigkeit zum selbstständigen Handeln und zum thatkräftigen Eingreifen, wo es einst durchaus nothwendig ist — im Kriege. — Das Rüsten dazu ist immer mit vielen Neubildungen, Zurückstellungen ꝛc. verknüpft; die Rücksichten auf Zeit, auf andere Waffen, auf Organisation des Feindes, Beschaffenheit des Kriegstheaters, politische und mancherlei andere Verhältnisse machen stets eine neue Zusammenstellung der Truppenkörper nothwendig, und alle darüber schon im Voraus gemachten Friedens-Aufstellungen, so schön sie sich in den Listen ausnehmen, werden bald nicht mehr eingehalten, zuletzt ganz bei Seite gelegt.

Die preußische Armee wird um so schneller zum Kriege gerüstet dastehen, je näher jedem die Stelle bekannt ist und liegt, welche er im Kriegsheere einzunehmen hat; je mehr die Garnisonen mit den Ergänzungsbezirken übereinstimmen (was leider nicht immer der Fall ist), und je mehr die Organisation des Heeres und der Stämme schon im Frieden mit Rücksicht auf den Krieg und das voraussichtliche Kriegstheater vorgebildet ist. — Bei einem Kriege im Osten bedürfen wir z. B. voraussichtlich in den dortigen Ebenen einer zahlreichern Kavallerie als in dem mehr gebirgigen Westen; in dem östlichen Theile unseres Staats liegen die an Pferden und Pferdefutter reichsten Provinzen: Ostpreußen, Pommern, Posen ꝛc., es ist also auch dort das beste Material zur Ergänzung der Kavallerie vorhanden. Man kann daher die Absicht der Regierung, die Kavallerie ihrem größern Theile nach in diese Provinzen zu verlegen, gewiß mit Freude begrüßen.

Gestattet aber auch wirklich die neuere Organisation des Heeres eine leichtere und schnellere Aufstellung des Heeres für den Krieg, so betrifft es noch immer nur die Infanterie; vor allem freilich die Kavallerie; die Rücksicht auf die ebenfalls mobil zu machende Artillerie würde indessen die Bereitschaft auch noch jetzt so ziemlich auf das frühere Maß der dazu nöthigen Zeit zurückführen.

Seitdem die Nothwendigkeit einleuchtete, so charakterfeste und geübte Truppen, wie der Kern unserer Armee, die Landwehr, sie bietet, wenigstens vom Compagniechef an nur von geübten Offizieren führen zu lassen, die der Natur der Sache nach jetzt nur aus der Linie entnommen werden könnten, mußte auch die Stellung der Landwehr zur Armee eine andere werden, als sie in der Zeit war, wo sie nur von ihren eigenen Offizieren befehligt wurde. Der Verlust der Selbstständigkeit der Landwehr und eine engere Verschmelzung mit der Linie war dadurch schon ausgesprochen. Indem die Landwehr in der Linie aufgeht, kann ebenso gut die letztere in der erstern aufgehend betrachtet werden, und in der That ist es gleichgültig, ob der aus dem bürgerlichen Leben zum Kriegsdienst wieder eingezogene Mann Kriegsreservist oder Landwehrmann heißt, sobald nur die ganze Armee volksthümlich d. h. Landwehr ist und sie alle „mit Gott für König und Vaterland" streiten. Wo aber die Zweckmäßigkeit entscheiden soll, kann man das stehende Heer der Zeit des Friedens nur als den Ergänzungskörper der eigentlichen Armee für den Krieg betrachten, deren wahren Stamm die Reserve und Landwehr bildet, und dieser Stamm wird dadurch geschwächt, wenn man für ihn auf den kräftigsten Theil, die Jahrgänge vom 28. bis 32. Jahre, verzichtet; wo aber die Gerechtigkeit mitspricht, ist zu bedenken, daß die Zusammenziehung der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots in eine einzige Landwehr nur zu leicht die Gelegenheit bietet, auf Kosten der älteren Jahrgänge in den jüngern desto mehr Fälle der Befreiung vom Dienst eintreten zu lassen, ein Umstand, der zu Zeiten mit dazu beitrug, daß sich Mißstimmung in der Landwehr zeigte.

Nun einmal die Ergänzungsweise der Armee für den Krieg die jetzige Gestalt angenommen hat, (und bei den herrschenden Ansichten darüber,) so wäre es eben so gut, den Begriff der Landwehr ganz aufzugeben oder aber ihn der ganzen Armee zu vindiciren; dagegen wäre es am gerechtesten, wenn auch nicht am zweckmäßigsten, die Einberufung nach Maßgabe des Kriegsbedarfs aus den verschiedenen Jahrgängen, nach ihrer Aufeinanderfolge, stattfinden zu lassen.

Ein vermittelnder Ausweg, welcher den Militär-Vorlagen ihrer Absicht nach in nichts entgegenstände und dennoch mancherlei Vortheile böte, wäre: daß fortan jeder Preuße vom 20. bis zum 24. Jahre dem stehenden Heere, entweder im Dienste oder als Beurlaubter, vom 24. bis zum 28. der Kriegsreserve, und vom 28. bis zum 32. der Landwehr ersten Aufgebots angehörte. — Für den eintretenden Kriegsfall würde dann die Kriegsreserve nach ihrem im Frieden voraus bestimmten Rahmen,

von Offizieren des stehenden Heeres geführt, und nach der neuen Organisation jetzt eine Masse von circa 200,000 Mann bietend, den ersten Auszug bilden. Das stehende Heer mit seinen Beurlaubten würde zum Vortheil für die gründlichere Ausbildung seiner jungen Truppen vorläufig unberührt zurückbleiben, nähme auch zur weitern Befestigung die jüngern, unerfahrenern Offiziere der Landwehr auf und rückte erst bei wirklich ausbrechendem Kriege nach, um die Verstärkung und resp. Ergänzung des aufgestellten Heeres zu bilden. — Die Landwehr ersten Aufgebots, eine Masse von circa 140,000 Mann, ganz wie bisher schon im Frieden organisirt, folgte beiden als respektabler Rückhalt. —

Die politische Lage und Stellung Preußens, die Größe der ihm gestellten Aufgabe fordert nun einmal für den Krieg von Bedeutung eine so große Entwickelung und Entfaltung seiner Militärkraft. Man möge darum auch nicht die Opfer und Consequenzen scheuen, und man wird es auch nicht, so lange man in der Armee „das preußische Volk in Waffen" sieht, und man das preußische Volk nicht bloß in der Armee erkennt. —

VII.

Das preußische Volk in Waffen und die militärische Jugenderziehung.

Das inhaltschwere, erhabene Wort unseres Königs „Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein" wurde im ganzen Lande mit freudiger Zustimmung vernommen. Das preußische Volk *soll*, es *muß* ein kriegerisches, stets kriegsbereites sein, davon ist jeder Preuße durchdrungen, dem sein Vaterland über alles geht; und darum müssen mit der Zeit auch alle Bedingungen erfüllt werden, welche durchaus nothwendig sind, es dazu zu machen. Für diesen Zweck ist es aber nicht genügend, daß, noch dazu nur für einen Theil des Volks, das stehende Heer allein die Bildungsschule für den Krieg abgiebt; die ganze Jugend des Landes muß vor allem mit der Idee seiner Bestimmung für den Krieg vertraut, sowie körperlich und geistig dazu befähigt gemacht werden. — Auch Lykurg erkannte für sein Vaterland die Nothwendigkeit, die Macht und Größe desselben auf den kriegerischen Geist der Bewohner zu gründen, und die Erziehung der Jugend war das Nächste, was er dabei ins

Auge faßte. — Als nach den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 Preußen seine Rettung nur noch darin erkannte, die Wehrkraft des gesammten Volks gegen den verhaßten Feind aufzubieten, sah man gleichfalls in der körperlichen wie geistigen Heranbildung der Jugend zu kräftiger That das geeignete Mittel. In allen Schulen wurde die Liebe zum Vaterlande gehegt und gepflegt, Turnschulen verbreiteten sich über das ganze Land, und die Früchte davon blieben in dem darauf folgenden Kampfe nicht aus.

Aber leider, als dieser vorüber war und allmälig das alte Zopfthum wieder erwachte, sowie bei der allgemeinen Mißstimmung über getäuschte Erwartungen, scheuten diejenigen, welche nur im Schlamm der Fäulniß ihre Nahrung und mit ihrer Lichtscheu nur im Dunkel ihre Wohnstätte haben, es fürchtete eine feige Zeit mit ihren kleinlichen, hinterlistigen Zwecken die Gesundheit und Frische des Geistes, welche mit der des Körpers stets Hand in Hand gehen, und man schnitt deshalb bald die Erziehung und Dressur der Jugend nach allen Richtungen polizeilich zu. Die alten Maulwürfe, sie kannten und kennen keine anderen als die alten Mittel — die Gewalt und die Polizei. —

Jetzt sieht man wieder instinktmäßig die nahende Gefahr, man hofft, was einmal rettete, wird wieder retten; aber die Gefahr ist größer, und sollen die erprobten Mittel helfen, ihr zu begegnen, sie müßten intensiver angewandt werden.

Die neuere Art der Kriegführung fordert vor allem körperliche Kraft und Gewandtheit des Einzelnen, und darum hat man in der Armee Turn- und Fechtübungen eingeführt; doch läßt sich bei dem Alter, in welchem sich die im stehenden Heere Dienenden befinden, kein großer Erfolg dabei erwarten, nicht einholen, was in der Jugend versäumt ist. — In der Armee hört man von allen Seiten darüber klagen, wie die Zahl der zum Kriegsdienst geeigneten mit jedem Jahre immer mehr abnähme; der Hauptmann v. Reinhard sagt in der früher angeführten Schrift: „Unsere Generation ist einmal eine ziemlich verkommene"; der bei seinen historischen Forschungen im Mittelalter stecken gebliebene Leo nennt sie sogar skrophulöses Gesindel. Mag es nun auch nicht so arg sein, die Verweichlichung und Körperschwäche unserer Jugend hat im Allgemeinen wirklich in einem Grade zugenommen, der die Regierung des Landes veranlassen muß, den Blick wieder auf eine gedeihliche körperliche Entwickelung der Jugend zu richten. — Privatmittel und Bestrebungen von Einzelnen vermögen hier wenig zu thun; will der Staat ernstlich, und er muß es wollen, ein wehrhaftes Volk, so muß er die Sache in größter Ausdehnung in die Hand nehmen, die sich jetzt zersplitternden

patriotischen Kräfte vereinigen und in einem großartigen Maßstabe durch Verordnungen und Reglements regeln und leiten. —

Es wäre zu wünschen, daß im Lande jeder Knabe vom zwölften bis zum sechzehnten Jahre der Turn- und Exercirschule, vom sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre zugleich der Fecht- und Schießschule angehörte. Der Sohn des Geheimraths wie des Tagelöhners müßte gleichmäßig bei diesen Uebungen im gegurteten leinenen, blauen Kittel mit den preußischen Abzeichen stecken. Hierbei würde man spielend den kriegerischen Sinn und Blick der Jugend durch Uebungen, welche dem Kriege nahe liegen, wecken können durch Uebungsmärsche, Ausstellung von Vorposten, Ueberfälle, genug, durch alle solche Uebungen, welche sich den Aufgaben des kleinen Krieges annähern.

Bei der großen Bedeutung, welche die Fertigkeit im Schießen in den neuern Kriegen gewonnen hat, würde der Unterricht darin vor dem Dienste im stehenden Heere in den jungen Leuten um so mehr die Lust daran erwecken, als er ein zwangloser und weniger maschinenmäßiger sein würde. — Nur zur Beruhigung für diejenigen, welchen schon bei solchen An- und Aussichten die Haare zu Berge stehen, sei hier selbstredend hinzugefügt, daß dabei die Zahl der etwa vom Staate zu verabreichenden Gewehre nur gerade so groß zu sein brauchten, als sie für den Unterricht dringend nothwendig erschienen, und daß sie außer der Zeit den jungen Leuten nicht in die Hände gegeben werden dürften. — Der Unterricht in den Uebungen würde in jedem Bezirke nach Zahl und Gelegenheit auf die verschiedenen Tage der Woche zu vertheilen sein, und Stadt, wie Dorfgemeinden, Schulen, Gewerbe und Gewerke würden gewiß wenigstens *einen* Nachmittag in der Woche für jeden Knaben nach seinen Verhältnissen frei machen können. —

Der früher erwähnte Rechner und Staatsökonom scheut zwar hierbei die größeren Ausgaben für zerrissene Kleider, öfter befohlte Schuhe, verschärften Appetit u. s. w., indessen kann er sich darauf verlassen, daß die Gemeinden sie lieber auf sich nehmen werden, als die von ihm in Aussicht gestellten Nachforderungen für die Armee, wie das „so zu sein pflegt." —

Ein großer Theil der aus der Armee entlassenen und für diesen Zweck gebildeten Unteroffiziere würde hier als Lehrer angemessene Verwendung und Versorgung finden, und gewiß viele der zur Disposition gestellten oder pensionirten Offiziere würden dabei gern Leitung und Beaufsichtigung übernehmen.

Die jungen Leute würden so gewiß am zweckmäßigsten für den

Dienst in der Armee vorbereitet, es würden unter ihnen die für den Kriegsdienst mehr Befähigten bald erkannt werden, und nach dem einem Jeden ausgestellten Zeugniß über Theilnahme und Verhalten müßte sich die ihm zu gewährende Erleichterung im Militärdienst, kürzere Dienstzeit, Beurlaubung, baldige Bestimmung zur Unteroffizier- oder Offizier-Dienstleistung ꝛc. richten.

Wäre bei der Regierung nur erst der Wille, bei den Gemeinden, mit Rücksicht auf den patriotischen Zweck und den eigenen Vortheil, bereitwilliges, wenn auch mit einigen Opfern verbundenes Entgegenkommen vorhanden, — die für die Wehrhaftigkeit des Landes so höchst wichtige Angelegenheit würde bald in Gang kommen, obschon auch hier wie überall sich bewähren würde, daß aller Anfang schwer ist.

Würde aber auch auf diesem Wege unsere Jugend gesunder gemacht, in ihr durch die militärische Dressur und Disciplin der Charakter gestählt, die Liebe zu König und Vaterland frühzeitig genährt, — das Mittel würde allein noch nicht hinreichen, eine kriegstüchtigere Generation, ein wehrhaftes Volk zu schaffen.

Die neuere Kriegführung erfordert mehr als jemals, auch in dem geringsten Gliede der Armee, geistige Gewandtheit, einen hellen Blick, geübten, klaren Verstand, — Eigenschaften, die nicht erst im stehenden Heere angebildet werden können, und wäre die Dienstzeit noch so lang: wo sie aber vorhanden sind, können sie durch eine verkehrte Jugenderziehung leicht vermindert oder gar vernichtet werden. — In Ländern, wo die Regierung und mit ihr im Vereine die Geistlichkeit systematisch auf die Verdummung des Volkes hinwirkten, hat man niemals in der Masse kriegerische Befähigung und Erfolge wahrgenommen, und bei der jetzigen Art der Kriegführung würden letztere ganz ausbleiben.

Leider ist auch in Preußen, seitdem die Reaktion Erziehung und Schule in die Hände nahm, vieles geschehen, unsere Jugend auch in dieser Beziehung weniger fähig zum Kriege zu machen. Die militärischen Blätter, nach denen, wie oben angeführt, die preußische Armee noch heute zum allergrößten Theile aus Bauernknechten besteht, sagen dabei: „Die Bauernknechte sind so bornirt, daß jeder nur seinen Landsmann kennt der mit ihnen aus demselben Dorfe ist, daher ihnen weitaussehende nationale Zwecke nicht beizubringen sind", und gewiß wird sich die jetzt hervortretende Bornirtheit nicht allein auf die Bauernknechte in der Armee erstrecken, denn in allen Staatszweigen klagt man unter der Hand über das geringere Maß von klarem, positivem Wissen in den einfachen Disciplinen. —

„Wer die Schule hat, hat auch die Zukunft", das wußten von jeher die Jesuiten, und eine Regierung, welche ihre Volksschulen allein der Geistlichkeit in die Hände giebt, muß erwarten, daß die Jugend des Volkes mehr für den Himmel, d. h. für die Zwecke der Kirche, als für die Erde erzogen wird. Wo man sonst frische, rothe Wangen, den klaren Blick frei und frisch in die Welt, oder vertrauend zu Gott nach oben gerichtet sah, findet man jetzt schon siechе, blasse Gestalten mit niedergeschlagenen Augen, als scheuten sie den Einfall des Lichtes. Junge protestantische Theologen wallfahrten nach Rom. — —

Wäre damit wirklich eine höhere Moral und Sittlichkeit im Volke verbunden, so könnte man sich allenfalls damit zufrieden geben; leider lehrt aber die Erfahrung und die Geschichte aller Völker und Zeiten, daß dies keineswegs der Fall ist, daß vielmehr das Gegentheil stattfindet.

Unter unserm großen, freisinnigen Friedrich, der jeden nach seiner façon wollte selig werden lassen, war in den Familien Preußens die meiste Frömmigkeit und Sitte zu Hause, die wahre Treue und Vaterlandsliebe vorhanden, welche sich nicht durch Redensarten, sondern durch Thaten kundgab.

Als dann der Pietismus sich in alle Kreise eindrängte, zur Zeit der Wöllnerschen Edicte, zeigte sich in den höheren Kreisen Frivolität, sinnliche Genußsucht, verbunden mit Aberglauben, Betrug, Geisterbannen und Geisterseherei, — in den untern Kreisen Liederlichkeit und Verdummung.

Zur Zeit unseres wahrhaft frommen Königs Friedrich Wilhelm III., als der Rationalismus in Preußen in Kirche und Schule die Oberhand hatte, Schleiermacher und die ihm geistig Verwandten ihn noch mit Muth und Kraft vertraten, war Gottvertrauen im Volke, Zucht und Sitte in den Familien, und eine Treue in der preußischen Beamtenwelt sichtbar, die zum Sprüchwort wurde.

Seit die Muckerei wieder auftauchte, Frömmelei an Stelle der Frömmigkeit trat, die Reaktion und ihre Werkzeuge durch Regulative ꝛc. den orthodox-religiösen Unterricht als einzige Basis des sittlichen Gehaltes der Jugend betrachteten, stieß und stößt man überall auf Gleichgültigkeit für Gott und Religion, auf Materialismus, Schwindelei, Heuchelei und Lüge, Veruntreuung von Staatsgeldern, Tischklopferei und Psychographen ꝛc.

Wem aber die Erfahrungen im eigenen Lande nicht genügen, der mag seine Augen auf Schweden richten, wo in dem Maße, wie die orthodoxe Geistlichkeit in Staat und Schule zur Macht und Geltung gelangte, die Verarmung, die Sittenlosigkeit und die Verbrechen überhand genommen haben.

Die Ursache dieser Erscheinungen liegt darin, daß der von der Geistlichkeit geleitete und beaufsichtigte Schulunterricht leicht den confessionellen Charakter annimmt, d. h. mehr von der Form als dem Geist des Christenthums durchdrungen ist. Auch der begabteste Knabe besitzt für die Dogmen und Streitfragen der Kirche weder Empfänglichkeit, noch Verständniß, und wenn man seinem Gedächtniß auch den ganzen Katechismus, hundert und mehr Kirchenlieder und Bibelsprüche einprägt, er lernt sie in der That nur „auswendig", denn wenig oder nichts bleibt davon im Kopf, im Herzen gar nichts sitzen. Aus der Bibel treten ihm, wenn nicht eine fremde Sprache, doch fremde Ausdrucksweise, ein fremder Geist, fremde Zeiten und Zustände entgegen; und was ihm in reiferem Alter Stärke und Erquickung, eine Quelle der Belehrung und des Trostes geworden wäre, wird ihm von vornherein ein bloßer Gegenstand des Schulzwangs, höchstens einer oft sogar gefährlichen Neugierde, den er später überdrüssig für immer bei Seite legt. Auf diesem Wege können Kluge Dummköpfe, Pfiffige Heuchler und Schwache Duckmäuser werden, und darum möchte man den Dienern Gottes zurufen: „Lasset unsere Kinder zu Jesu kommen und wehret ihnen nicht; verschafft ihnen die Kenntniß seines Lebens und Wirkens, wie die vier Evangelien sie bieten; gebt ihnen seine Lehre einfach und rein, wie er sie selbst gab, und lehrt sie Gott erkennen, nicht allein in seinen und euren Worten, sondern auch in seinen Werken, damit sie frühzeitig lernen, seinen Namen nicht zu mißbrauchen, denn — Gott läßt sich nicht spotten. — Vor allem aber macht unsere Kinder erst zu Christen, bevor ihr sie zu Protestanten oder Katholiken ꝛc. stempelt. Der confessionelle Unterricht ist nur Sache des Predigers im Confirmanden-Unterricht, nicht des Lehrers; so wie das Bekenntniß selbst Sache der Confirmation. —

Ehrfurcht vor Gott und König, Achtung vor Recht und Gesetz, auf wahre Religiösität gebaute Moral und Sittenlehre, und ein Wissen, das frisch ins Leben greift, ohne das jugendliche Gehirn mit nutzlosen und schwülstigen Kenntnissen anzufüllen, die nur zum Vergessen gut sind; daneben die gleichmäßige gesunde Entwickelung der körperlichen wie geistigen Kräfte müßte der einzige Zweck jeder Erziehung wie jeder Schule sein. Preußen war einst stolz auf seine Volksschulen und konnte es sein; seit die Reaktion ihre Leitung und Gestaltung übernommen hat, stehen sie denen anderer Staaten nach.

Wenn unsere Jugend an Körper und Geist wirklich mehr verkümmert, so trägt zum großen Theil die Ueberladung mit oft eben so nutzlosen wie unverdauten Kenntnissen dabei die Schuld, und weil unsere Vor-

fahren weniger, das Wenigere aber gründlich wußten, darum waren sie verständiger und vor allem thatkräftiger. — Schon in Dorfschulen hören die Jungen mehr von Israel und seinen Königen, als von Preußen und seinen Regenten sprechen, hören sie mehr von den Missions-Stationen in Afrika als von Deutschland.

Die Inspicirungssucht ist auch in die Schulen gedrungen, raubt dem Unterricht Freude, Frische und die nothwendige Ruhe, und die nach Gratificationen sich sehnenden Lehrer hetzen diesen Inspicirungen zu Liebe unsere Jugend oft im wahren Sinne des Worts geistig ab, um nur vor den gestrengen Herrn Schulinspectoren auf den zur Zeit beliebten Steckenpferden zu paradiren. — Die würdigen Herren bemerken oft nicht einmal, oder wollen nicht bemerken, wie viel dabei nur eitel Dunst ist, und wie sehr das rechte Lernen und Wissen dabei beeinträchtigt wird.

Wahr ist es, die Wissenschaften haben immer mehr an Umfang zugenommen; die eine greift immer mehr bedingend in die andere; aber eben desbalb sollte man in jeder nur das lehren, was zum Fortschritt in ihr und anderen durchaus nothwendig ist, das Nothwendige aber gründlich. Eine erschöpfende Behandlung einzelner Zweige des Wissens ist nicht Sache der Schule; diese soll nur die Grundlage zu fernern Studien darin liefern. Treibhauspflanzen bringen schnell Blätter und Blüthen, aber keine Früchte, und der Staat bedarf der letztern.

Liest man die Unterrichts- und Prüfungsordnung für Realschulen, so könnte einem ein Grauen darüber ankommen, was den Schülern alles gelehrt werden soll, und was von ihnen als Abiturienten verlangt wird. Aus einigen sich einander förmlich widersprechenden Stellen derselben könnte man fast den Schluß ziehen, daß diejenigen, welche sie entworfen, selbst sich nicht des Umfangs im Wissen bewußt gewesen wären, den sie verlangten. Und aus diesen Schulen sollen dem Staate die praktischen Beamten, die Offizier-Aspiranten für die Armee ꝛc. hervorgehen! — Körperliche Schwäche, geistige Verkümmerung und Verflachung können nicht ausbleiben.

Ueberhaupt ist es bedauernswerth, daß bei den höhern Schulen die Gymnasien zu den Realschulen in Gegensatz getreten sind. Die Familienväter sind dadurch zweifelhaft gemacht, in welche dieser Anstalten sie ihre Söhne schicken sollen, ohne zu wagen, ihnen für die eine oder andere Laufbahn in ihrer Vorbildung bedeutend zu schaden. Entwickelt sich z. B. in einem Knaben mit der Zeit die Lust und Fähigkeit, sich einer der vier Facultäten zu widmen, was man ihm doch gewiß vor dem funfzehn-

ten Jahre nicht ansehen kann, so hat er in der Realschule Mühe und Zeit verloren, und so umgekehrt.

Eine Abhülfe scheint hier dringend nothwendig und würde vielleicht darin gefunden, daß beide Anstalten etwa bis zur Tertia den Unterricht übereinstimmend ertheilten, daß zugleich diese Klasse den natürlichen Abschluß für den Gewerbestand bildete. Für den weiteren Unterricht würden dann in den höhern Klassen des Gymnasiums insbesondere die alten Sprachen, Rhetorik ꝛc., in denen der Realschule die neuern Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften zu lehren sein. Die neuern Sprachen müßten aber dabei auch in den untern Klassen vorherrschend Lehrobjekt werden, und der Unterricht im Lateinischen erst in der Tertia hinzutreten. So viel Latein würde der Gewerbtreibende ꝛc. dann immer noch in dem zweijährigen Cursus dieser Klasse lernen, daß er die ihm von irgend einem Gericht übersandte lateinische Rechnung verstehen würde; und könnte er es wirklich nicht, — bezahlen muß er doch.

Deutsche Professoren der alten Schule werden freilich noch immer und noch sehr lange behaupten, daß der Verstand des Kindes sich nur an den logischen Formen der lateinischen Sprache bilden könne, weil zufällig ihr Verstand diesen Weg der Entwickelung genommen hat; aber Verstand und Gedächtniß üben sich auch an den geregelten Formen der Muttersprache und neuerer Sprachen überhaupt, und der Verstand deutscher Professoren hat sich z. B. in der National-Versammlung zu Frankfurt nicht größer gezeigt, als der anderer ehrlicher Menschenkinder. — Ob es wohl je den so hoch gepriesenen Griechen eingefallen wäre, ihre Knaben Aegyptisch oder Assyrisch lernen zu lassen, weil ihre Bildung zufällig aus Aegypten oder Assyrien hervorging? — Was römische und griechische Schriftsteller Schönes und Großes bieten können, geben auch unsere vaterländischen jetzt wenigstens eben so gut, oft noch viel besser; und trotz des bisherigen Unterrichtsganges gelangen die meisten Menschen zur Kenntniß und zum Verständniß der Schriften der Alten nur durch — Uebersetzungen. — Nur solchen veralteten pädagogischen Ansichten mag es, nebenbei gesagt, zu danken sein, wenn selbst in der Armee bei den Prüfungen zum Portepeefähnrich der Kenntniß im Lateinischen eine höhere Bedeutung als der im Französischen beigelegt, Englisch gar nicht verlangt wird. — Der Umfang des nothwendigen Wissens ist jetzt schon so groß geworden, daß man endlich sich dazu entschließen sollte, den aus frühern Jahrhunderten uns überlieferten scholastischen Weg zu verlassen und unsere Jugend nicht auf Kosten ihrer Gesundheit und der geistigen Frische mit für das Leben nutzlosen Kenntnissen vollzustopfen.

Zu helfen ist hier nur, wenn sowohl die niedern als höhern Schulen

dem speciellen Einflusse und der Beaufsichtigung der Geistlichkeit ganz entzogen werden, und selbst Pädagogen nur erst in Uebereinstimmung mit der Regierung, den Vertretern des Landes und den Vorständen der verschiedenen Gemeinden an eine neue Gestaltung derselben herangehen. Jahrelang haben nun die Vertreter des Volks über die Art der Eheschließung und Ehescheidung mit einem Eifer gesprochen und unterhandelt, als wären alle Bewohner des Landes wenigstens in einer dieser Proceduren begriffen. Möchten sie doch auch die Zeit gewinnen, den einzig wahren Zweck der Ehe so wie des Staates, Verjüngung und Heranbildung einer körperlich und geistig gesunden Generation, ins Auge zu fassen, und dann nicht so schnell darüber zur Tagesordnung übergehen.

Das hier, freilich nur von einem Laien, über die edlen Kunst der Menschenerziehung Gesagte wird trotzdem in vielen besorgten Vaterherzen sein Echo finden; Dunkelmänner und Schulmonarchen werden indessen mit stolzer Verachtung darauf herabsehen. Bei alledem werden diese dennoch der öffentlichen Meinung gestatten müssen, ihr Wirken und Schaffen an den Früchten zu erkennen.

VIII.

Die preußische Infanterie und ihre Dienstzeit.

Die preußische Infanterie hat sich stets in allen Kriegen einen bedeutenden Ruf erworben. Schon im spanischen Erbfolgekriege bei Höchstedt und Turin brachte sie die Entscheidung. Bei Molwitz rettete sie die Ehre ihres Königs, vielleicht die Existenz des Staates. Im ganzen siebenjährigen Kriege bewährte sie ihren alten Ruhm und ihre große Opferfreudigkeit. Was sie im Befreiungskriege leistete, erkannte Napoleon an, welcher sie für die tüchtigste der ihm entgegenstehenden erklärte. —

Daß sie bei Jena und Auerstädt so schimpflich unterlag, war nicht ihre Schuld. — Seit mehreren Tagen ohne Brot, — denn die Mehl- und Brotwagen waren so vortrefflich dirigirt worden, daß sie dem Feinde schon in den ersten Tagen seines Erscheinens in die Hände fielen, — hungernd, ohne jede Erfrischung, — denn für den aus Weimar zu holenden Branntwein waren keine Gefäße vorhanden gewesen, — von den zwecklosen Hin- und Hermärschen der letzten Tage ermattet und erschöpft, in dürftiger Kleidung, von Frost erstarrt, wurde sie aus dem Lager von Kapellendorf früh im dichten Morgennebel eines kalten Oktobertages in einzelnen

Divisionen dem überall überlegenen Feinde, welchem man gestattet hatte, Abends zuvor die günstigsten Stellungen einzunehmen, entgegengeführt. Wie sollte da eine noch dazu in hartnäckig beibehaltenen veralteten taktischen Formen kämpfende Infanterie einem kriegsgeübten, gewandten Feinde gegenüber den Sieg erringen! Dennoch leistete sie, was eine brave Truppe unter solchen Umständen nur zu leisten vermag, und der ungeheure Verlust an Todten und Verwundeten legt Zeugniß dafür ab. — War die Führung nicht eine so jämmerliche, hätten die Führer nicht so ganz den Kopf verloren, die Folgen der Niederlage wären nicht so groß gewesen. So aber ging mit dem Vertrauen zu den Offizieren auch bald jede innere Ordnung verloren, und die Armee wurde im wahren Sinne des Worts zersprengt; — es war eben ein stehendes Heer. Auch in den Februar-Tagen 1814 wurde unsere Armee geschlagen, gründlich geschlagen; doch stets lag sie von neuem unverzagt dem Feinde an den Fersen, — die Armee war eben vorzugsweise Landwehr und der Krieg ein — Volkskrieg.

Die Eigenschaften des preußischen Bürger- und Bauernthums: Kraft, Ausdauer, Zähigkeit, Opferwilligkeit und Pflichttreue, fanden gerade im Fußvolk vorzugsweise ihren Ausdruck, und sie werden auch für die Zukunft den Ausschlag geben, sobald, was die neuere Art der Kriegführung durchaus fordert, noch eine Eigenschaft hinzutritt: die körperliche und geistige Gewandtheit, sowohl des Einzelnen, als die in Führung der Masse.

Die neueren Schlachten, so schwer in Anordnung und Leitung, sind bei alledem einfach in ihrem Verlauf. Oekonomie der Streitkräfte ist dabei die Hauptsache, d. h.: einerseits auf keinem Punkte des Schlachtfeldes dem Feinde einen entscheidenden Erfolg zu gestatten, ohne aber mehr daran zu setzen, als gerade nothwendig ist; andererseits den Streitkräften des Feindes den größten Abbruch zu thun, ohne selbst dabei zu viel zu verlieren. Auf welcher Seite endlich die meisten Kräfte zum Hauptstoß verbleiben, das giebt zuletzt den Ausschlag. — So wird das Gefecht mit immer neuen Kräften genährt, die Schlacht ist ein allmäliges Verzehren der Streitkräfte, bis endlich der Moment eintritt, wo der eine Theil den andern erschöpft und erschüttert genug glaubt, um den eigentlichen Contact der Truppen zur Entscheidung eintreten zu lassen.

Diese Art, Schlachten zu liefern, hat eine größere Beweglichkeit, Zähigkeit und Ausdauer in die Gefechtsverhältnisse gebracht und den Schützengefechten und den kleinern Massen eine Bedeutung gegeben, wie sie früher niemals vorhanden war. Die so gesteigerte Vervollkommnung der Feuerwaffen wird die letztere noch vergrößern, und deshalb ist es

Aufgabe jeder Infanterie, ihre taktischen Formen auch diesen nun einmal gegebenen Umständen anzupassen.

Ob sich dabei denselben gemäß der durch nichts mehr begründete Unterschied von Grenadieren, Musketieren und Füselieren wird festhalten lassen, bleibt fraglich. Die besondere Bestimmung des dritten Gliedes zum Tirailliren macht die taktischen Formen nur verwickelter und schwerfälliger, und da Infanterie jetzt nur entweder als Schützenlinie, oder in mehr oder minder großer Masse auftritt, so ist gar kein Grund mehr für Beibehaltung der Stellung in drei Gliedern vorhanden. — Die nach der Mitte formirte Bataillonsmasse erscheint jetzt für die Beweglichkeit der Gefechtsformen in sich eben der Formation wegen zu sehr gebunden, zu schwerfällig, und bietet obendrein ein wahres Nest für die verheerende Feuerwirkung des so vervollkommneten schweren Geschützes, was um so mehr zu beachten ist, als junge Truppen dabei in einer solchen Formation viel leichter in Unordnung kommen. Darum wäre es vielleicht gut, sie ganz aufzugeben. Die Compagnie-Kolonnen aus dieser Formation hervorgehen zu lassen, d. h. ob über oder unter der Fahne verschieden zu formiren, möchte schon deshalb unzweckmäßig sein; sonst scheinen sie gerade berufen, wegen ihrer Beweglichkeit, leichtern Benutzung des Terrains zum Fortkommen, wie zur Deckung ꝛc., die Lösung der Aufgaben zu übernehmen, welche die Taktik für die Zukunft an die Infanterie zu stellen hat, und dabei die taktische Einheit zu bilden. Unbenommen bleibt es ihnen, sich durch Neben- oder Hintereinanderschieben zur größeren Masse zu vereinigen, wo es auf einen Hauptstoß ankommt. Es giebt keine taktische Aufgabe von größerer oder geringerer Ausdehnung, die nicht mit diesen einfacheren Formen sogar oft besser zu lösen wäre, und ihre Annahme wird gerade da wichtig, wo man aus Rücksicht auf junge Truppen und kürzere Dienstzeit vor allem auf Einfachheit hinstreben muß.

Aber auch die besten und einfachsten taktischen Formen werden nichts nützen, wenn dem Einzelnen dazu die nothwendige Intelligenz und Gewandtheit fehlt, und diese Eigenschaften können ihm nur durch richtige Erziehung, Bekleidung, Ausrüstung und Entfernung alles dessen gegeben werden, was ihn körperlich steif und unbeholfen, geistig beschränkt und unfrei macht. — Man hat in Preußen in neuerer Zeit wohl am meisten für Vervollkommnung der Waffen gethan, und man hat nach den Anforderungen des neuern Krieges in Form und Wesen viele Veränderungen im Althergebrachten eintreten lassen; ob genug, müssen die Erfolge lehren. Was aber die Ausbildung des Einzelnen betrifft, so

glaubt man jetzt in der dreijährigen Dienstzeit allein das Mittel gefunden zu haben, auch in dieser Beziehung, was Noth thut, zu erlangen. —

Daß im Kriege eine längere Dienstzeit bei sonst gleichen Umständen einen tüchtigeren Soldaten liefert, ist unbestreitbar; denn die vielseitigen Wechselfälle des Krieges liefern stets neue Erfahrungen, also auch eine größere Befähigung, ihnen besonnen gegenüber zu treten, d. h. nicht den Kopf zu verlieren, worauf es im Kriege besonders ankommt. Darum nahm Napoleon nicht die größten und schönsten Leute, sondern die tapfersten und erfahrensten in seine berühmte Garde; und diese gab fast überall den Ausschlag.

Mit der Dienstzeit im Frieden sieht es aber ganz anders aus. Ist sie viele Jahre dauernd, wie es in einigen Staaten der Fall ist, so wird der Soldat, ohne irgend eine größere Befähigung für den Krieg erhalten zu haben, wofür die Erfahrung hinreichend genug vorhanden ist, dem Bürger wie dem Zwecke des Staats überhaupt entfremdet. Das Heer ist dann weiter nichts als eine Soldateska, eine Prätorianer-Horde, ein vortreffliches Werkzeug einer tyrannischen Regierung im Innern, so lange ihr nicht die Verzweiflung der Masse in Waffen entgegentritt; nach Außen aber um so unbrauchbarer, je mehr Begeisterung und Vaterlandsliebe dabei mitwirken sollen.

Ist, wie es auch bei uns in Preußen der Fall, die Dienstzeit vorübergehend, d. h. soll sie nur dazu dienen, den Bürger so wehrhaft zu machen, um eintretenden Falls für den Krieg als ein brauchbarer Soldat wieder in die Armee eingereiht zu werden, so muß sie natürlich eine solche Dauer erhalten, daß sie diesem Zwecke vollständig entspricht; eine längere Dauer liefert aber nicht in dem Maße bessere Soldaten, als die Gefahr vorhanden ist, dem Staate dadurch schlechtere Bürger zu schaffen. Die Kavallerie und Artillerie nimmt vorzugsweise aus nahe liegenden Gründen die Landleute, die Bauern (nicht allein die Bauernknechte) in sich auf; es verbleiben als Ersatz für die Infanterie daher insbesondere die Städter: die Kaufleute, Gewerbtreibende, Handwerker und Fabrik-Arbeiter ꝛc. Bei diesen ist es aber gerade von der höchsten Wichtigkeit, daß sie ihrem bürgerlichen Berufe und Gewerbe durch den Militärdienst nicht zu sehr entfremdet werden, daß sie die zu Zeiten nicht zu rühmenden Gewohnheiten eines oft sehr angestrengten, aber noch öfter sehr müßigen Soldatenlebens nicht auf das bürgerliche Leben übertragen. Wer solchen Leuten stets fern gestanden hat oder steht, hat freilich keinen Begriff davon, wie störend ein Jahr längerer Dienstzeit im Heere in das sociale Leben eingreift, und daß einen großen Theil des Auf-

ſchwungs der Gewerbthätigkeit in den dreißiger und vierziger Jahren Preußen dem Umſtande mit zu danken hat, daß an Stelle der dreijährigen die zweijährige Dienſtzeit trat. Es iſt alſo nicht allein die Erſparniß von ca. 3 Millionen, welche dem Staate jährlich dadurch erwächſt; es ſind noch weit mehr die ſocialen Rückſichten, welche ihm zwar überall die Pflicht auferlegen, der Dienſtzeit im ſtehenden Heere nur die wirklich nothwendige Dauer zu geben, vor allem aber der in der Infanterie eine nur zweijährige, wenn dieſe gerechten Anſprüchen an die militäriſche Tüchtigkeit entſpricht.

Da die Ergänzung des Heeres durch Rekruten der Natur der Sache nach jährlich ſtattfindet, ſo iſt ſelbſtredend der Curſus der Uebungen auch ein jährlicher, d. h. dieſe wiederholen ſich nach einem beſtimmten Schematismus in jedem Jahre.

Der eintretende Rekrut iſt in der Regel willig, wißbegierig; mit demſelben Eifer müht er ſich bei den Neben- wie bei den Hauptſachen ab, denn er weiß ſie noch nicht zu unterſcheiden; jede Uebung gewährt ihm Freude, denn ſie bringt ihm neues und er fühlt, daß er damit in dem neuen Berufe fortſchreitet. Nach Verlauf eines Jahres macht er dieſelben Uebungen noch einmal durch, er iſt nicht mehr Rekrut; vieles wird ihm jetzt erſt klar, weil er es im Zuſammenhange mit dem Ganzen auffaßt; er wird in allem feſter, dreiſter, erhält Selbſtvertrauen und jenes „Gefühl der Befriedigung", jetzt, wenn es noth thut, ſeinem Vaterlande als ein tüchtiger Soldat dienen zu können. — Tritt bei nur zweijähriger Dienſtzeit, wie irgendwo geſagt wird, ſchon in dieſem zweiten Jahre Langeweile, Sehnſucht nach Hauſe ꝛc. ein, ſo liegt die Schuld nur an Anordnung und Leitung der Uebungen, welche nicht hinreichend Belehrung und Abwechſelung hineinzubringen verſtehen. Wo man freilich auf den Uebungsplätzen faſt nichts weiter hört, als Parademarſch! Zugweiſe angetreten! u. ſ. w., da iſt es den armen Leuten nicht zu verargen, wenn ſie nicht immer die höheren Zwecke dieſer anſtrengenden Uebungen erkennen und ſich dabei herzlich langweilen.

Im dritten Jahre der Dienſtzeit iſt der Soldat bei uns in der Regel erſt ausgewachſen; er wird eine Zierde des erſten Gliedes der Compagnie, und ein ſorgfältig gepflegtes und gewichſtes Bärtchen bedeckt die Oberlippe. — Was er aber jetzt thut, ſind ihm altbekannte Sachen, er langweilt ſich bei allem, ſieht vieles für bloße Schererei an, fängt an zu räſonniren, bekrittelt Offiziere wie Unteroffiziere; ſein Selbſtgefühl wird oft Brutalität, beſonders dem unbewehrten Bürger gegenüber; er macht dumme Streiche und füllt die Strafbücher, ſodaß die Compagnie-

chefs nur zu oft froh sind, ihn los zu sein, weil er die jüngeren Leute verdirbt. — So stellten sich von jeher die Leute nach dreijähriger Dienstzeit wohl dem unbefangenen Blick der meisten erfahrenen Compagniechefs dar. —

Die Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit geben nun zu, daß der Infanterist militärisch in zwei Jahren vollkommen ausgebildet werden könnte, ja daß dazu noch weniger Zeit nöthig wäre, was wir nicht einmal glauben, so lange unsere Jugenderziehung nicht eine andere geworden ist. Sie haben aber nach den „Fehlgriffen" von 1848—1850 ein wahres Alphabet von moralischen Eigenschaften entdeckt, welche sich alle erst im dritten Jahre entwickeln sollen. Erst in diesem finden sich nämlich ein: Abhärtung, Anhänglichkeit an die Vorgesetzten, Ausdauer in der Defensive, Befestigung in militärischen Gewohnheiten, festbegründetes Bewußtsein seiner Pflichten und Rechte; Disciplin, die nicht mehr auf der Oberfläche geblieben, sondern in Blut, Mark und Bein übergegangen; Empfänglichkeit für Waffenehre, Entschlossenheit, Gefühl der Befriedigung in seiner Lage, Gefühl seiner taktischen Bedeutung, Gehorsam bei Leistungen in Masse, militärischer Geist, vorhaltender Gemeinsinn, Gesinnungstüchtigkeit, Gewandtheit, Gewohnheit des Gehorchens und der Pflichterfüllung, die zur andern Natur geworden, Intelligenz, Kraft, die Fatiguen zu ertragen, Rapidität in der Offensive, Reife, soldatische Rüstigkeit, Selbstbewußtsein, Selbstgefühl eines Jägers, Selbstständigkeit in einzelnen Handlungen, Selbstthätigkeit, Selbstvertrauen, Sicherheit der Hand und des Auges, Sinn für Genossenschaft, Standesgeist, Technik, Tüchtigkeit, Umsicht, Unabhängigkeit von bequemer Gewöhnung, Ungenirtheit und Ungebundenheit, Unerschrockenheit, Vertrauen zur Waffe, Verwendbarkeit, Virtuosität, Willenskraft, Zuverlässigkeit u. s. w. u. s. w., also eine Menge vortrefflicher Eigenschaften, bei denen es nur Wunder nimmt, daß der Mangel daran bei den nur zwei Jahre gedienten Leuten in der Armee so lange verborgen bleiben konnte, und daß er erst „nach dem unglückseligen Ministerium Camphausen und seinen unmittelbaren Nachfolgern" in den ersten funfziger Jahren unter dem „glückseligen Ministerium Manteuffel", welches Preußen gewiß lange Zeit in dankbarer Erinnerung bewahren wird, und noch dazu nicht etwa nach einem Kriege, sondern nach verschiedenen Einberufungen und Zusammenziehungen von Heerestheilen zum Vorschein kommen konnte.

Schon nach den Befreiungskriegen ließen sich Stimmen vernehmen, welche sich gegen die Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht, nachdem sie ihre Dienste gethan hatte, wohl nur aus dem Grunde erklärten, daß

sie stets daran erinnern müßte, wie gleiche Pflichten auch gleiche Rechte gäben. Um so natürlicher war es, daß in den höhern militärischen Kreisen, welche noch in der Erinnerung früherer Zeiten lebten, man für die durch den Krieg aus „Rand und Band“ gekommene Armee wenigstens eine dreijährige Dienstzeit für nothwendig hielt, um sie wieder in die sterilen Formen des Friedensdienstes hineinzuzwängen. Aus der früheren Zeit hatte man noch viele dieser Formen beibehalten, über welche wir zwar jetzt lachen, die man dennoch damals noch für höchst bedeutend und dringend nothwendig für den Soldaten ansah.

Mit der Zeit fanden sich aber auch militärische Autoritäten, und gerade solche, die im Kriege den gemeinen Soldaten und ihren Leistungen viel näher gestanden, also vorzugsweise ein Urtheil darüber hatten, welche eine zweijährige Dienstzeit zur Ausbildung des Soldaten für den Krieg für vollständig hinreichend erklärten, und in Folge dessen wurde denn auch 1833 dieselbe bei der Infanterie und Fuß-Artillerie eingeführt.

Die Rücksicht auf die Finanzen war es nicht allein, welche damals den Schritt thun ließ. Zwar gab es zu jener Zeit noch keine Ministerien, welche bei den Ausgaben für den Staat durch Zustimmung und Bewilligung seitens loyaler Abgeordneten gedeckt waren, und dem nur auf das Wohl seines Volkes bedachten, sparsamen Monarchen mochte die Gelegenheit erwünscht sein, die kurz zuvor zur Abwehr der Cholera und durch theilweise Mobilmachungen nothwendig gewordenen außergewöhnlichen Kosten, zum Theil dadurch wieder decken zu können; aber bei alledem waren die Finanzen zu jener Zeit in solcher Ordnung, daß Friedrich Wilhelm III., der selbst Feldherr und Soldat mit Leib und Seele war, gewiß aus Rücksicht darauf niemals eine Veränderung im Heere zugegeben hätte, wenn für dessen Kriegstüchtigkeit nur irgend ein Nachtheil daraus hätte erwachsen können.

Außer, daß die Compagnien durch den Abgang der mehr ausgewachsenern und schönern Leute kein so hübsches Ansehen mehr hatten; daß die Dienstthätigkeit der Offiziere und namentlich der Unteroffiziere mehr in Anspruch genommen wurde, der Dienst einige Unbequemlichkeiten mehr hatte, eine mehr rationelle Ausbildung der Rekruten (die Rohr'sche Methode) eintrat, machte sich durch die verkürzte Dienstzeit in den betreffenden Truppentheilen gegen früher kein Unterschied von einiger Bedeutung sichtbar.

So wie unsere jungen Truppen in den Uebungen bei Kalisch den russischen langgedienten Soldaten in nichts nachstanden, an Frische und

Beweglichkeit ihnen aber weit voraus waren; so zeigte sich bei allen Friedensmanövern, wo Truppentheile, welche aus zwei Jahre gedienten Leuten bestanden, mit solchen der Garde, bei welcher die dreijährige Dienstzeit beibehalten war, zusammen manövrirten, durchaus kein Unterschied in der Manövrirfähigkeit und in der Handhabung des innern Dienstes, höchstens zeigte die Garde bei den Paraden und in der äußern Erscheinung eine etwas bessere Haltung. Das wurde selbst allerhöchsten Orts anerkannt. —

Wenn man die Vorzüge der Garde bei dreijähriger Dienstzeit hervorhebt, und, wie es der General v. Griesheim that, dieselben der letztern zuschreibt, so darf nicht unerwähnt bleiben, welche Begünstigungen dem Garde-Corps vor allen andern Corps in der Armee auch in dieser Beziehung zu Theil geworden sind. — Zunächst erhält es zum Ersatz an Rekruten nicht allein die größten und schönsten, sondern auch die wohlhabendsten, intelligenten und moralisch durchaus tadellosen Leute aus den Provinzen, und während diese dadurch für die in ihnen stehenden Corps gleichsam decimirt werden, wird auf diese Art der Garde nicht allein die Ausbildung ihrer Leute sehr erleichtert, sondern diese werden auch später den Linien-Truppen gegenüber immer eine andere Haltung bewahren, dienten sie auch nicht drei Jahre. Dazu kommt noch, daß die Garde in Bezug auf den Bekleidungs-Etat von jeher sehr begünstigt war, sodaß das Auge hier leicht bestochen wird, — denn auch im Militär, wie überall, macht das Kleid den Mann. Außerdem haben die Gardetruppen in den Residenzen im Verhältniß keinen so angestrengten Wachdienst, und den die Leute in der Ausbildung hindernden Arbeitsdienst kennen sie kaum dem Namen nach. So sind sie im Stande, bei den günstigsten Lokalitäten, Kasernen, Exercirhäusern ꝛc., bei einer ihnen im höchsten Grade gewidmeten Fürsorge, jede Zeit, ohne Rücksicht auf Witterung ꝛc., nur direct der militärischen Ausbildung und Wahrung der äußern Haltung zu widmen. — Wenn dennoch die Truppen der Linie in wenigem der Garde nachstanden und nachstehen, so konnte ein solches Resultat nur durch eine straffere Handhabung des Dienstes und durch erhöhten Diensteifer der Linien-Offiziere hervorgebracht werden.

Auch in den so verschiedenen und außergewöhnlichen Kriegsfällen, in welchen sich Theile der preußischen Armee 1848 und 1849 befanden, kann man keinen Fall anführen, wo unter gleichen Verhältnissen zwei Jahre gediente Truppen neben drei Jahre gedienten sich weniger gut bewährt und gezeigt hätten. Auch das wurde überall und allerhöchsten Orts anerkannt. Fehlgriffe gab es damals überall, und was davon hier und

da in unserer braven Armee vorkam, würde auch wahrscheinlich vorgekommen sein, wenn die Dienstzeit eine noch so lange gewesen wäre. Dasselbe gilt auch von den Wahrnehmungen, welche man in den verschiedenen Mobilmachungen bei der Landwehr gemacht haben wollte. Es kam dabei viel auf die Augen an, welche sahen, und was Außergewöhnliches gesehen wurde, hatte seine Ursache am allerwenigsten in der Dienstzeit. —

Die Erfahrung und immer wieder die Erfahrung soll die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit nothwendig machen; vergeblich sieht man sich aber nach der Angabe wenigstens einiger bedingender Fälle um, die doch nur unter denselben Verhältnissen neben einander befindliche Truppen von zwei- und dreijähriger Dienstzeit liefern konnten. Ueberall nichts weiter als allgemeine Andeutungen, daß die dreijährige Dienstzeit den Soldaten „erst zu einem unter allen Umständen gehorsamen Soldaten mache, ihm das Gefühl seiner militärischen Pflichten in dem zehnjährigen ungebundenen Leben als Reservist und Wehrmann bewahre" u. s. w., — so allgemein hingestellte Sätze, daß man damit eben so gut die fünfjährige der dreijährigen, die zehnjährige der fünfjährigen, die zwanzigjährige der zehnjährigen Dienstzeit gegenüber rechtfertigen könnte, und wer weiß, ob nicht, wenn die Bornirtheit der eintretenden Bauernknechte und Hintersassen und ihre Unempfänglichkeit für weit aussehende nationale Zwecke immer mehr zunimmt, wir noch zur Forderung einer so langen Dienstzeit gelangen, wie sie z. B. die russischen Soldaten hatten, welche 1825 gegen ihren vortrefflichen Kaiser Nicolaus aufstanden. — So oft die Aristokratie in Rußland gegen ihren Kaiser Aufstände hervorbrachte, waren die altgedienten Truppen nur zu oft die bereitwilligen Werkzeuge. —

Wie es mit den angeblichen Erfahrungen aussieht, ergiebt sich beispielsweise daraus, daß sowohl diejenigen, welche gegen, als auch die, welche für verlängerte Dienstzeit stimmen, beide Theile sich auf Jena berufen; jene, weil dort eine Armee von langer Dienstzeit geschlagen wurde, diese, weil eben die Dienstzeit von 20 Jahren damals nur reiner Trug gewesen, eigentlich nur eine von 21 Monaten bestanden hatte. Aus dem, was über die Schlacht von Jena zu Anfang des Kapitels gesagt, möchte sich ergeben, daß beide Theile sich nicht zu bemühen hatten. Selbst die Schlacht bei — Molwitz, in welcher neben der altpreußischen Tapferkeit zumeist die durch den neu eingeführten eisernen Ladestock hervorgebrachte Schießfertigkeit über die östreichische Unbehülflichkeit und den hölzernen Ladestock den Sieg davon trug, muß die Erfahrung liefern, daß eine drei-

jährige Dienstzeit besser als eine zweijährige sei. — In derselben Schlacht aber machte sich die preußische Kavallerie beim ersten Anprall aus dem Staube, und sie diente eben so lange wie die Infanterie, weit länger als vier Jahre. — In den letzten fünf Jahren des siebenjährigen Krieges schlug der große Friedrich seine Schlachten mit einer Infanterie, die größtentheils erst im Winter vorher einexercirt war, und sie bestand zum Theil aus allerhand Gesindel. — Aber er wußte ihr den rechten Geist einzuflößen; und der thut's, nicht die Mechanik allein. Aber vom Geist wollen manche Herren nun einmal nichts wissen. —

Sehr richtig sagt der Hauptmann v. Reinhard in seinen „Bemerkungen ꝛc.": „Kein nicht völlig hirnverbrannter Mensch wird doch im Ernst behaupten wollen, daß es auf der Welt irgend eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft, kurz irgend eine menschliche Thätigkeit gäbe, welche man in zwei Jahren besser als in dreien erlernen könne"; nur ist das wohl noch niemandem eingefallen. Dagegen aber haben viele nicht hirnverbrannte Menschen die Ansicht, daß bei einem bekanntlich so intelligenten und thätigen Offizier-Corps, wie es das preußische ist, zwei Jahre vollständig ausreichen, dem Infanteristen die für den Krieg nothwendige und nachhaltige Ausbildung zu geben; daß Soldaten, bei denen dies nicht zu erreichen ist, auch bei zehnjähriger Dienstzeit nicht dazu gelangen werden; und daß ein Compagniechef, welcher sich nicht im Stande erklärte, eine Truppe, die nicht gerade aus Idioten besteht, in zwei Jahren kriegstüchtig herzustellen, soweit es überhaupt im Frieden möglich ist, sich damit selbst das Zeugniß der Unfähigkeit ausstellen würde.

Andere Großmächte bedürfen und haben allerdings eine längere Dienstzeit. Rußland hat sie wenigstens so lange nöthig, wie es seine Rekruten in Ketten geschlossen mit der Knute zusammentreibt; England bedarf längerer Zeit, um seine aus anderer Herren Länder aufgekauften Leute zu Soldaten heranzupeitschen, denen es gleich ist, wo und wofür sie kämpfen, so lange sie gut bezahlt und gefüttert werden. Oestreich mit seinen verschiedenen Nationalitäten, seinen Deutschen und Czechen, Italienern und Polen, Magyaren und Bulgaren, Slovaken und Hanaken, Ruthenen und Slovenen, Morlacken und Polacken, Winden und Krainern, Albanesen und Zigeunern u. s. w., — dieser deutsche Staat bedarf einer längern Dienstzeit seiner Truppen, um ihnen die Commando's verständlich zu machen, den vaterländischen in den Habsburgischen Geist umzuwandeln, und sie geeignet zu sehen, gelegentlich eine Race gegen die andere hetzen zu können. — Wenn dennoch bei einer mangelhaften Führung und bei zum Vortheil hoher Herren verkürzter Verpflegung, die braven östreichi-

schen Truppen den französischen gegenüber bei nur 2½ Jahren Dienstzeit das Möglichste leisteten, so spricht dies gewiß dafür, daß es nicht die längere Dienstzeit ist, welche die Erfolge im Kriege sichert. — In Frankreich weiß der neue Cäsar recht gut, daß, wer dort, namentlich in Paris selbst, die Soldaten und Blousenmänner auf seiner Seite hat, der Herrscher des Landes bleibt. Darum werden die letzteren mit lohnender Arbeit, freilich auf Kosten der guten Stadt Paris, mit Arbeitskasernen und wahrhaft rührender Fürsorge gekirrt. Darum wird das Heer periodisch mit der honneur und gloire abgespeist, von welchen jeder, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, seinen Antheil erhält. Wo aber der militärische und persönliche Ehrgeiz die Liebe zum angestammten Herrscher und zum Vaterlande ersetzen muß, bedarf man zu seiner Anerziehung längerer Zeit; da muß die Absicht vorherrschen, das Heer aus einer Soldateska bestehen zu lassen, welche durch öftere Verlegung der Garnisonen vor der Gemeinschaft mit den Bürgern bewahrt wird; da müssen unter der Maske der Fürsorge durch die caisse de dotation die im Heere Dienenden an dasselbe gefesselt und zugleich die gebildeteren und aufgeklärteren Klassen aus demselben ausgeschlossen werden. Wenn in der französischen Armee sich wieder eine Adelskaste geltend machen könnte, welche im Allgemeinen die Offizierstellen, und vorzugsweise die höhern für sich beanspruchte, es wäre mit der Anhänglichkeit an das Napoleonische Cäsarenthum im französischen Heere vorbei, so groß sie jetzt in der That ist. — Daß die Restauration einst so einfältig war, die Offiziere solchen Schlages, welche ihre Verdienste nur auf ihre Thätigkeit im Emigranten-Corps stützten, den mit Ruhm bedeckten bürgerlichen Offizieren der Revolutions-Zeit und des Kaiserthums vorzuziehen, war mit die Ursache ihres Untergangs und des schlechten Geistes in der Armee, der ganze Regimenter, wie z. B. das funfzehnte in den Juli-Tagen, zum Volke übergehen ließ [1]).

Die Hinweisung auf die Kriege, welche die andern Staaten führten, während wir Frieden hatten, begründet ebenfalls nicht die längere Dienst-

---

[1]) Wenn der Graf Lüttichau über die französischen Offiziere *während der Restauration* in seinen Betrachtungen S. 14 sagt: „Durch diese unbeschränkte Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren entstand eine merkliche Trennung in den Offiziercorps selbst, da die Leute von Bildung sich gegen die größere Zahl der Ungebildeten abschlossen" — so hatte diese Erscheinung wohl mehr in dem oben angegebenen Umstande ihren Grund, daß nicht die Gebildeten den Ungebildeten, sondern mehr die Adeligen den Bürgerlichen gegenüber traten. Die meisten der tüchtigsten Offiziere der Revolution und des Kaiserreiches waren freilich aus den Unteroffizieren hervorgegangen.

zeit, denn, was die gemeinen Soldaten betrifft, so werden uns eintretenden Falls von solchen, welche noch jene Kriege mitmachten, wenige oder gar keine mehr gegenüber stehen. — Sich aber die Erfahrungen aus jenen Kriegen anzueignen, ist Preußen eben so wenig behindert, als jeder andere Staat, und es läßt sich wohl voraussetzen, daß es in hinreichender Ausdehnung geschieht. — Von allem aber, worauf diese reichen Erfahrungen als nothwendig hinweisen, möchte die Nothwendigkeit einer verlängerten Dienstzeit das Letzte sein.

Aus allem möchte hervorgehen, daß die anderen Großmächte in Bezug auf die Dienstzeit im Heere nicht für Preußen maßgebend sein können, in welchem schon die Knaben auf der Straße am liebsten Soldat spielen, die Jünglinge sich freiwillig zur Ableistung ihrer Dienstpflicht drängen, und sich schämen und trauern, werden sie dabei zurückgewiesen; wo die Mädchen in den Dörfern nur denen die Hand zum Tanze reichen, welche schon im Heere gedient haben; wo Vater und Mutter stolz darauf sind, wenn der Sohn in „des Königs Rock" an ihrer Seite geht; wo Schlachtenbilder und die Porträts preußischer Helden überall Wände und Thüren der Wohnungen bedecken. — Wenn diese Vorliebe für alles, was mit dem Kriege zusammenhängt, einst im preußischen Volke verloren gehen sollte, es wäre allein die Schuld derer, welche in der Abgeschlossenheit der Glieder des Heeres vom Volke ein Mittel für ihre „weitaussehende nationale Zwecke" erkennen.

Nur die gröbste Unwissenheit in militärischen Dingen kann eine preußische Armee, deren Soldaten zwei Jahre im stehenden Heere dienten, mit Miliz, Freischaaren, Guerilla's, Honveds und Bürgerwehren auf gleiche Stufe stellen, wenngleich man nicht vergessen darf, daß auch diese Art von Truppen denen von sehr langer Dienstzeit oft genug zu schaffen gemacht, ja sich zu Zeiten sogar denselben überlegen gezeigt hat. Auch die längste Dienstzeit kann nicht geben, was man im Kriege den rechten Geist nennt. —

Die englische Weltkrämerzeitung, die Times, welche die Angst vor einem nicht freundlichen Besuch Napoleon's in London, und die Besorgniß, daß dann Preußen nicht die Rolle eines abweisenden Portiers übernehmen würde, ganz drehend gemacht hat, sagt zwar in Bezug auf unsere Armee: „daß der Rohstoff der Armee trefflich, sie aber mit allen Fehlern einer Miliz behaftet sei; daß unsere Offiziere keineswegs vorzüglich, und die Truppen wegen ihrer kurzen Dienstzeit durchaus nicht zu jener festen und gleichartigen Masse geschmiedet seien, die allein den Anforderungen moderner Disciplin entsprechen kann"; indessen diese Zeitung lebt

eben noch in den Ideen Wellingtons, der sich nun einmal, wie manche preußischen Tories, eine Armee nicht anders, als durch die neunschwänzige Katze zusammengeschmiedet denken konnte. — Unsere „keineswegs vorzüglichen" Offiziere erwerben sich ihre Stellung nur durch Kenntniß und Befähigung, nicht durch Familie oder Kauf, und werden den englischen wohl höchstens nur in Einem, „dem Hochmuth", nachstehen, gewiß aber im Kriege einst besser für ihre Soldaten sorgen, als es das reiche England im Krimkriege that, wo es die Seinigen im Winter verkommen ließ. Außerdem möge die Times in Betreff der Dienstzeit sich an die Schnelldressur auf Helgoland erinnern, wo zumeist Deutsche in so kurzer Zeit dazu befähigt gemacht wurden, die Ehre und Existenz Old Englands in allen Welttheilen aufrecht erhalten zu helfen. — Hätten wir in Preußen neben unserm Heere eine Miliz, sie würde immer noch etwas ganz anderes sein, als eine amerikanische oder englische, so schön die letztere auch ajustirt ist. — In einem Lande, wo Geld alles, der Mensch nur durch Geld etwas ist, wird sich niemals ein kriegerischer Geist einbürgern, und ein solches Land thäte wohl, bei Heereseinrichtungen zunächst an die seinigen zu denken. —

Traurig sähe es jedoch auch in Preußen aus, wenn dereinst ein preußisches Bataillon einem Bataillon jener Mächte feindlich gegenüber stände, und es gewönne Vertrauen zu sich selbst aus nichts Besserem, als aus der Zahl der in ihm befindlichen Leute, welche drei Jahre in der Armee gedient haben. Freilich, wo man das stehende Heer mit seinen Milchbärten als den Kern betrachtet, an welchen sich die derben, stämmigen Reservisten und Wehrmänner anschließen sollen, sogar den kräftigsten Theil ausschließen will; wo man erwartet, daß ein solcher Kern erst von neuem den kriegerischen Sinn auf die zugetretene Reserve und Landwehr übertragen soll, muß man sich schon dergleichen Berechnungen gefallen lassen.

Bei der in den neueren Schlachten so sehr hervortretenden Oekonomie der Streitkräfte kommt es weit mehr noch, als sonst, nicht bloß auf das Schießen, sondern auch auf das Treffen an. Dazu bedarf der einzelne Infanterist der Befähigung, auf den verschiedenen Distanzen, auch in der unbequemsten Stellung, bei jedem Winde und Wetter, in jedem Terrain, bei verschiedener Größe, Farbe und Beweglichkeit des Ziels, seine Waffe richtig zu gebrauchen. Ihm diese Befähigung zu geben, erfordert allerdings große Mühe und Sorgfalt, und in dieser Beziehung wäre zu wünschen, daß er statt in drei Jahren 300, lieber in zwei Jahren 400 und mehr Patronen verschösse, und zwar nicht handwerksmäßig, sondern

mit steter Belehrung, Abwechselung und zu Tage gelegtem Interesse daran. Gut wäre es, wenn auch für Reserven und Landwehr außerhalb des Heerverbandes die Gelegenheit geboten werden könnte, in Uebung zu bleiben, entweder durch zeitweisen Anschluß an die früher erwähnten Schießschulen oder durch eine größere Ausdehnung der Schützenvereine. Die letztern geben Bürgschaft dafür, wie sehr dergleichen Uebungen im Volke Aufnahme finden, und welchen Werth sie für einen Krieg erhalten könnten, würden sie in diesem Sinne organisirt und geleitet. So lächerlich man die Bürgerwehren mit ihren Paraden und ihrem „auf Wache ziehen" finden mußte; bei in Uebung erhaltener Schießfertigkeit der Einzelnen hätten sie in einem Kriege, als Landsturm oder Miliz formirt, große Dienste geleistet.

Die jetzt nothwendige größere Fertigkeit im Schießen nimmt zur Einübung eine größere Zeit als sonst in Anspruch, dafür ist aber auch die Handhabung des Gewehrs, das Laden ꝛc. gegen früher sehr erleichtert, und vieles fällt jetzt bei den Uebungen im Einzelnen und in der Masse fort, worauf man in früheren Jahren den größten Theil der Zeit bei der Dressur verwandte. Einen Kommandeur, welcher jetzt, wie es bei Kesselsdorf von einem geschah, kurz vor dem Feinde die Gewehre noch einmal absetzen ließ, um keinen „Plakker" zu bekommen, würde man zur Zeit ins Irrenhaus schicken. — Hier läge also kein Grund zu einer längeren Dienstzeit vor.

Was aber dem Soldaten, insbesondere dem Schützen, vor allem Noth thut, daß er neben der erforderlichen Gewandtheit, unter allen Umständen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke habe, sich Besonnenheit und Ruhe bewahre, das bringt auch die längste Dienstzeit im Frieden nicht bei, wenn diese Eigenschaften nicht schon in der Jugend gehegt und gepflegt sind. In dieser Zeit ein wenig Springen, einige Schwungübungen am Reck, etwas Voltigiren und Bajonnettfechten werden hier nur wenig nachholen, was in der Jugend versäumt ist. Mit Ausnahme des Bajonnettfechtens gehören jene Uebungen in die Jugendzeit, und bilden hier die Vorbereitung für die im Heere zu übende eigentliche Militärgymnastik, deren Gegenstand die Ueberwindung von Hindernissen, das Passiren von Gräben und Bächen, Ersteigen von Schanzen, die verschiedenen Hülfsmittel beim Erklettern von Mauern, Felsen ꝛc. ausmachen. Wie solche Uebungen Selbstvertrauen, Kraft und Muth im Einzelnen hervorbringen, dafür zeugt das kernige Auftreten und Verhalten unserer Feuerwehr. So herangebildete Leute bestänben jeden Kampf und würden, wenn es Noth thäte, auch die so berühmt gewordenen, in Zuaven-Kleider gesteckten

luſtigen Pariſer Kinder mit blutigen Köpfen zurückweiſen. — Leider werden aber noch jetzt auch die wirklich vorhandenen paar Turnübungen an vielen Orten bei Inſpicirungen kaum eines Blickes gewürdigt; wo es ſich aber um das große Meiſterſtück handelt, eine Zahl Soldaten in ſchnurgeraden Linien an einer beſtimmten Stelle vorüber defiliren zu laſſen, läuft alle Welt zum Anſchauen zuſammen, und man erzählt ſich Tage lang von der Art, wie es ausfiel.

Die Parade iſt ein vortreffliches Mittel der Diſciplin; denn freudig hebt ſich das Herz des jungen Soldaten, wenn er dem geehrten Feldherrn vor der Front ins Auge ſehen kann; ihm iſt es Belohnung und Anerkennung, wenn er in ſtolzer Haltung inmitten ſeiner Kameraden an ihm vorbeidefilirend ſein Auge auf ſich ruhend glaubt. Dem Führer wächſt andererſeits das Vertrauen zu ſeiner Truppe, wenn er dabei die Sicherheit und Ordnung, die friſche Luſt und Freudigkeit in derſelben wahrnimmt.

Im Laufe eines langen Friedens wird aber das Mittel leicht zum Zweck; man erfindet dafür beſondere Formen, Diſtancen, Intervallen und ſo manches, was hier wohl beſſer unerwähnt bleibt. Von jenen erhebenden Gefühlen iſt bei den Truppen nicht mehr die Rede, ſobald ſie ſtundenlang faſt täglich in ſteifer Haltung, Nebenmann an Nebenmann geſchloſſen, an einem ſeitwärts ins Auge zu faſſenden Punkt hin und her marſchiren müſſen. Es iſt davon nicht mehr die Rede, wenn einige Tauſend Mann, rechts und links, hinten und vorn dicht zuſammengedrängt, bei großer Hitze in aufgewirbelter Staubwolke, die kaum den Nebenmann erkennen läßt, mit von Schweiß und Staub geſchwärzten Geſichtern, dem Erſticken nahe, ſich drängend, ſtoßend, ſtolpernd in Maſſe theilnahmlos fortſchieben. — Die Parademärſche in Regiments- und Brigadekolonne ſind uns aus Rußland zugekommen, und man ſoll dort wirklich ein beſonderes Wohlgefallen daran haben. —

Daß aber dergleichen Uebungen nicht dazu beſonders angethan ſind, den Infanteriſten zu befähigen, frei und ungebunden auf den Feind loszugehen, dabei jede Gelegenheit zur Deckung zu benutzen, die Blößen des Gegners zu erſpähen u. ſ. w., das liegt auf der Hand. Wenn die in langer Dienſtzeit ſo vortrefflich einexercirte ruſſiſche Infanterie in der Krim den Franzoſen gegenüber trotz aller Tapferkeit unterlag, wenn in Italien die mit gezogenen Gewehren bewaffneten Oeſtreicher im Schützengefecht durch die glatten Gewehre der Franzoſen dennoch den größeren Verluſt erlitten, ſo war die verſchiedene Gewandtheit, d. h. eigentlich die verſchiedene Art der Ausbildung der Truppen die einzige Urſache.

Ausländische Offiziere sollen als — Gäste — über unsere prächtigen Parademärsche entzückt gewesen sein; wir wollen es glauben, doch meinen es diejenigen Gäste mit dem Wirth oft am wenigsten gut, welche auch seine weniger artigen Kinder ausschweifend, vielleicht am meisten loben.

Der Soldat hat jetzt eigentlich nicht bedeutend mehr, nur verschiedenere Dinge als früher zu lernen; wäre es aber in höherem Maße als wirklich der Fall, so wird es immer mehr dahin führen, daß man dem Soldaten nur beibringt, wovon er in der That vor dem Feinde Gebrauch machen kann. Eine Prüfung der Uebungsjournale aller Truppentheile würde dafür Zeugniß ablegen, daß hierzu noch manche Zeit erübrigt werden könnte, und sie für wirklich Nutzen bringende Uebungen noch in hinreichendem Maße vorhanden wäre, wenn man statt der dreijährigen auch nur eine zweijährige Dienstzeit hätte.

Wäre der Friedensetat einer Compagnie bei der letztern Dienstzeit auch nur ca. 100 Mann, so würde der Compagniechef bei der verminderten Zahl seiner Leute eine desto größere Sorgfalt der Ausbildung des Einzelnen widmen können. Leider stehen ihm aber dabei noch mancherlei andere Hindernisse im Wege, bei denen es fraglich ist, ob sie sich nicht in bedeutendem Maße vermindern ließen.

Mit der wachsenden Zahl der höheren Instanzen, da natürlich jeder sehen, auch wohl gesehen werden will, nimmt die Zahl der Inspicirungen und Paraden gerade in der zu den Uebungen geeignetsten Zeit in hohem Maße zu und, da sie den Compagniechef in dem geregelten Fortschritt der Ausbildung meist nur hemmen, so wird die letztere oft übereilt, ist weniger gründlich, und für die Inspicirungen wird wohl auch nach Hülfsmitteln gegriffen, die dem Ganzen gerade nicht ersprießlich sind. Ein angemessener Wechsel der Inspicirungen in verschiedenen Jahren, vom Brigade-Commandeur an, würde hier schon bedeutend an Zeit gewinnen lassen, die nicht allein durch die Inspicirungen selbst, sondern auch durch die Menge der Vorbesichtigungen, Vorparaden ꝛc. verloren geht.

Ein anderer großer Uebelstand beim Gange der Ausbildung ist der Umstand, daß der Compagniechef wegen der großen Zahl Abkommandirter so selten seine Leute beisammen hat. Wäre der Wachdienst in den Garnisonen nicht allein zur Manöverzeit, sondern stets auf ein Minimum beschränkt, würden ferner nicht Posten dahin gestellt, wo es keinem Menschen einfallen kann, etwas wegtragen zu wollen; es würden weniger Leute dem Uebungsdienste entzogen.

Viele Arbeiten, z. B. die, welche zur Reinigung und Erhaltung der vorräthigen Waffenbestände und des sonstigen Kriegsmaterials, sowie der dazu

gehörigen Lokalitäten nothwendig sind, würden weit besser und zweckmäßiger von eigens dazu bestimmten Arbeiter-Abtheilungen des Staates geschehen, wozu die leichten Verbrecher, Arbeitsscheuen ꝛc. das Material lieferten. Sie würden hier unter militärischer Aufsicht in den Depots eine bessere Verwendung finden, als in besondere Anstalten vereinigt, in welchen ihre Arbeiten mit denen des Abgaben zahlenden Bürgers zu dessen Nachtheile in Concurrenz treten. Freie Preise, gewiß! aber auch freie Arbeit! Selbst zum Kleistern der Patronenhülsen ꝛc. würden sich die zarten weiblichen Hände besser passen, als die groben Fäuste des Soldaten, und durch eine fabrikmäßige Anfertigung vieler Bedürfnisse würde zugleich viel an Material und Kosten erspart werden.

Das Institut der Offizierburschen ist leider bei den knappen Gehältern der Subaltern-Offiziere eine Nothwendigkeit, dennoch bleibt es fraglich, ob die Offizierburschen in den verschiedenen Armeecorps nicht angemessener aus dem Train derselben zu stellen wären. Der Train, der gerade dazu geeignet ist, die dazu befähigten aufzunehmen und auszubilden, genießt den Vorzug einer nur halbjährigen Dienstzeit. Hier wäre die Gelegenheit, den Trainsoldaten in dieser Beziehung mit dem eigentlichen Combattanten gleichzustellen. — Der Offizier hat wenig von den Verrichtungen eines Burschen, welcher durch dieselbe Uebung, welche er mitmachte, ebenfalls erschöpft ist, und vielen Infanterie-Offizieren, welche genöthigt sind, sich Pferde zu halten, würde mit Burschen sehr gedient sein, welche mit Pflege und Wartung der Pferde vertraut sind. — Den Compagnien würden die Burschen nicht für den Dienststand und die Uebungen entzogen, und selbst aus nahe liegenden Gründen würde es für die Disciplin gut sein, stände der Offizier nicht mit seinem Burschen in einem Gliede. — Ist der Dienst des Soldaten als Offizierbursche auch so zu sagen und gewissermaßen ein freiwilliger, jedenfalls macht es einen üblen Eindruck, wenn derselbe genöthigt wird, als solcher den ihm von seinem Könige verliehenen und ihm zukommenden Rock mit einer Livree, wäre es auch nur zur persönlichen Dienstleistung, zu vertauschen, und wunderbar ist es, daß diese Erscheinung gerade in Kreisen am meisten vorkommt, wo man doch sonst so gern die größte Verehrung vor des Königs Rock zu Tage legt.

Ein Schneider kann einen guten Rock, ein Schuhmacher einen vortrefflichen Stiefel machen, und beide können sehr schlechte, ja ganz unbrauchbare Soldaten sein. Im Verbande der Compagnien sind sie diesen eine große Last, während sie für den Dienststand meist doch verloren gehen. Die Kavallerie genießt jetzt die Begünstigung, diese Arbeiter in

den Regimentern zu Arbeiter-Abtheilungen zusammengezogen zu sehen; es wäre zu wünschen und für den Dienst sehr ersprießlich, wenn auch den andern Waffen diese Begünstigung zu Theil würde.

Eine gründliche, die gegebene Zeit richtig benutzende Ausbildung in zwei Jahren würde dem Einzelnen für den Waffendienst eine bessere Grundlage geben und für die späteren Jahre dauernder nach- und fortwirken als eine mehr oberflächliche von drei Jahren. Es geht mit den militärischen Handgriffen und Uebungen wie mit dem Reiten, Tanzen, Schwimmen, Fechten ꝛc. Wer es einmal und gründlich gelernt hat, vergißt es niemals wieder. Den Geist giebt keine Dienstzeit, nur der Krieg selbst; die Begeisterung nur die Sache, für welche er geführt wird.

Wie schon oft angedeutet, liegt die Nothwendigkeit vor, daß das stehende Heer die für den Krieg nothwendige Zahl von Führern biete, welche geeignet sind, wenigstens vom Compagniechef an, für die an ausgebildeter Reserve und Landwehr vorhandene Masse die Führerstellen zu übernehmen. Es müssen also die Cadres im Frieden in solcher Zahl vorhanden sein, daß sie nicht allein zur Einübung des Ersatzes, sondern auch zur Heranbildung jener Führer die hinreichende Gelegenheit geben, und dafür ist die jetzige Zahl von 253 Bataillonen für die Infanterie nur gerade hinreichend. Daß nun mit dieser gegebenen Zahl der Bataillone der Etat jedes derselben an Mannschaften mit der Dienstzeit zusammenhängt, ist klar, und bei 43,000 Mann, welche nach Angabe des Kriegsministeriums jährlich in die Infanterie einzustellen wären, und im Verhältniß zu den andern Waffen eher zu wenig als zu viel erscheinen, würden allerdings die Bataillone im Frieden mit Einschluß der prima plana bei der zweijährigen Dienstzeit nur eine Stärke von 408 Mann haben, während sie bei der dreijährigen eine Stärke von 538 Mann hätten.

Man sieht nun jene Stärke als für zu gering an, um der das Bataillon auf die Kriegsstärke von 1002 Mann zu bringenden Augmentation den rechten Halt zu geben. Dieser rechte Halt wird aber, wie oben dargethan, stets und unter allen Umständen nur von der vorgebildeten Reserve resp. Landwehr ausgehen, sobald diese sich nur wieder in den neuen Beruf eingewöhnt haben, wozu erfahrungsmäßig stets nur ein paar Wochen nothwendig sind.

Man hat auch angeführt, daß jene Stärke der Bataillone nicht hinreichend große Uebungskörper darbiete, um den Offizieren und Soldaten die nöthige Sicherheit in Handhabung größerer Massen zu geben. — Im Jahre 1813 hatten die Bataillone der Russen noch nicht die Stärke un-

serer jetzigen Compagnien auf dem Kriegsetat, und, nebenbei gesagt, kam ihnen diese geringe Stärke in den Waldgefechten bei Bautzen sehr zu statten, was für unsere Compagnie-Kolonnen spräche; die preußischen hatten bald durchschnittlich nur 5—600 Mann. Sollte man es aber im Ernst für nöthig halten, der Einbildungskraft der Führer bei dem kleineren Rahmen zu Hülfe zu kommen, so bleibt es den Commandeuren immer überlassen, behufs der Uebungen zu Zeiten aus zwei Compagnien eine, aus zwei Bataillonen eines zu formiren, um so den Offizieren die Uebung in Führung der größeren Masse, dem Soldaten damit „das Gefühl der Sicherheit und das Bewußtsein unwiderstehlicher Stärke" zu geben [1]). —

Wo dieses Mittel nicht hinreichend erschiene, ist zu beachten, daß die periodische Einziehung von Reserve und Landwehr zu den Uebungen ebenfalls die Gelegenheit bietet, mit den Bataillonen in voller Kriegsstärke zu manövriren. Ohne Rücksicht auf die durch die Dienstzeit der Einzelnen gegebenen Termine erscheint es nothwendig, alle zwei oder drei Jahre die verschiedenen Armeecorps, natürlich ohne den sonst mitzuführenden Kriegsapparat, in voller Kriegsstärke hinzustellen und in dieser Formation im Herbste ihre Uebungen machen zu lassen. Diese Maßregel ist nothwendig, nicht allein um in den Eingezogenen das Gefühl der militärischen Bestimmung, die Anforderungen des Dienstes und der Disciplin im Gedächtniß zu erhalten, sondern auch für die verschiedenen Cadres in Bezug auf das Personal die einzig richtige Kontrole zu haben, und im Lande das Gefühl seiner Sicherheit und Wehrhaftigkeit, sowie das Vertrauen zu seiner Kriegsmacht zu erhalten.

Die Kosten solcher Zusammenziehungen können dem Lande nicht erspart werden, so wie es thöricht ist, die Geldfrage als das einzig Maßgebende für militärische Institutionen anzusehen. Eine sehr billige Armee,

---

[1]) Eine wunderliche Broschüre: „Die äußere Politik des Abgeordneten-Hauses und die Militärreform", welche, wie es scheint, in liberalem Gewande reaktionäre Zwecke verfolgt, läßt sich zwar S. 45 ff. sehr weitläufig darüber aus, daß eine solche Zusammenziehung für die Uebungen nicht möglich sei. Was sie aber dabei sagt, läßt vermuthen, daß der Verfasser wahrscheinlich niemals auch nur als Musketier seiner Wehrpflicht genügt hat, — sonst würde er bei oben aufgestellter Idee von einem Infanterieoffizier nicht „ausgelacht" worden sein. — Infanteristen müßten eine sehr traurige Ausbildung erhalten haben, wenn „so fremde Gliedmaßen", wie sie die beiden Züge einer Compagnie bilden, unter Umständen nicht eben so gut zu dem Körper eines Zuges „zusammengerenkt" werden könnten, um auch in solcher Formation einmal ausnahmsweise die Bataillonsschule durchzumachen.

wie sie manche wohl wünschen, erspart für den Augenblick nur den Groschen, um später den Thaler zu verlieren. Aber, wenn auch über „das was für den Krieg nothwendig ist, verschiedene Meinungen obwalten", ohne Hintergedanken läßt sich dabei wohl unschwer das Rechte herausfinden, und es ist vielen nicht zu verdenken, wenn sie selbst eine Menge von Putzsachen als für den Krieg ganz unnütz ansehen, besonders wenn sie wissen, daß ein großer Theil derselben beim Ausbruch eines Krieges nur auf den Kammern zurückbleibt, um von den Motten zerfressen zu werden. Die Bestimmung des Soldaten ist eine höhere, als zum Schaustück zu dienen.

Durch die dreijährige Dienstzeit soll auch dem fühlbaren Mangel an Unteroffizieren in der Armee abgeholfen werden. Wenn, wie der General v. Griesheim andeutete, es wahr sein mag, daß Einzelne bei längerer Dienstzeit eher in der Beschäftigung als Soldat ihre Befriedigung finden, den Reiz des Befehlens kennen lernen, die Bande mit der Heimath sich mehr lösen, — so sagt das nichts anderes, als der Mann sieht sich nach vollendeter Dienstzeit seinem bürgerlichen Beruf entfremdet, hat für die Thätigkeit darin keinen Sinn mehr und — capitulirt. — Ob aber mit *solchem* Material an Unteroffizieren der Armee gedient ist, bleibt fraglich. Wenn bei zweijähriger Dienstzeit sich Leute zum Fortdienen entschließen, so kann man darauf rechnen, daß mehr die Neigung sie an das Militärleben fesselt, und da jede Compagnie zwölf resp. funfzehn Stellen für dergleichen Capitulanten besitzt, so sollte man meinen, daß die Gelegenheit sich Unteroffiziere heranzubilden den Compagniechefs auch bei zweijähriger Dienstzeit genügend geboten ist. Die Artillerie hatte auch früher bei der zweijährigen Dienstzeit keinen Mangel an Unteroffizieren, freilich ging sie auch dabei nicht von der Ansicht aus, daß „diese der Mannschaft gegenüber eine fremde und unrichtige Stellung erhalten, wenn sie nicht unmittelbar aus den Dienstpflichtigen hervorgehen", also nach dem Ausdruck der militärischen Blätter, daß dann die Bauernknechte die besten Unteroffiziere abgäben, — und sie ist gut dabei gefahren. — Jedenfalls erscheint es nicht gerecht, zwanzig Mann deshalb drei Jahre dienen zu lassen, weil unter *ihnen* sich voraussichtlich dann leichter ein Unteroffizier herausfindet als bei einer Dienstzeit von zwei Jahren.

Manche Einwendungen gegen die zweijährige Dienstzeit schweben so in der Luft, daß sie eigentlich gar keiner Widerlegung bedürfen.

Wenn man damit fürchtet, die Spannkraft der Offiziere und Unteroffiziere bis über das zuträgliche Maß hinaus in Anspruch zu nehmen, so hat sich bei den Betreffenden der Linie, als diese noch im Gegensatz zur Garde die zweijährige Dienstzeit besaß, gezeigt, daß sie trotz des, auch

noch durch andere hier nicht zu erwähnende Umstände, angestrengteren Dienstes, noch immer, was Kraft und Gesundheit betraf, neben den Offizieren der Garde sich sehen lassen konnten, und daß auch ihre wissenschaftliche Fortbildung dadurch nicht so behindert wurde, um derjenigen der Garde-Offiziere nachzustehen. Außerdem heißt es preußische Offiziere und Unteroffiziere schlecht kennen, wenn man bei ihnen den Wunsch voraussetzt, ihnen größere Anstrengung im Dienste auf Kosten des Landes erspart zu sehen. Freilich wäre zu wünschen, daß von Seiten des letztern auch den Subaltern-Offizieren und Unteroffizieren, auf welche doch eigentlich die größere Last fällt, eine größere Fürsorge gewidmet werden könnte, welche sich weniger auf eine Erhöhung des Gehalts, als auf ein Anwachsen desselben nach der Dienstzeit erstreckte.

Wenn behauptet wird, daß die Friedensstärke einer Truppe durchaus die Hälfte der Kriegsstärke betragen müßte, um zu dieser erhöht werden zu können, so ließe sich eben so gut behaupten, der Mond wäre nur eine convexe Scheibe, weil wir zufällig von ihm nur die eine stets uns zugewandte Seite sehen; handgreiflich läßt sich kein Gegenbeweis liefern.

Wenn man aber hört oder liest, daß Soldaten mit zwei Jahren Dienstzeit mehr Offiziere erforderten, als solche mit drei Jahren Dienstzeit, so kann der Soldat, welcher weiß, daß die Zahl der Offiziere stets nur von der taktischen Gliederung resp. der Zahl der Glieder abhängt, dabei nichts Besseres thun als schweigen.

Die Idee, die Dienstzeit nach der Befähigung und Führung des Einzelnen abzumessen, wobei eine angemessene Jugenderziehung die Hand bieten würde, ist in der Theorie vortrefflich, stößt aber in der Praxis auf mancherlei Hindernisse. Abgesehen davon, daß eine Feststellung des Etats dabei schwierig wäre, ist einem Compagnie-Chef nicht zuzumuthen, daß er gerade die vorzüglicheren Leute früher entläßt, und dafür die Trägeren und Unwissenderen in der Compagnie behält. Sein Ansehen und seine Stellung sind zu innig mit dem Auftreten und der Haltung seiner Compagnie verwachsen, und er bleibt eben — Mensch. — Eine Beurlaubung für den zweiten Winter würde aber auch bei zweijähriger Dienstzeit bei solchen Leuten, die sich auszeichnen, eintreten können, wenn es sonst der Dienststand erlaubte.

Es käme hier nur noch die politische Bedeutung der Dienstzeit, wenn man sie so nennen will, zur Erledigung. —

Wo eine Armée, wie die preußische, nur mittelst Ergänzung durch die Reserve resp. Landwehr in hinreichender Stärke und Haltung aufzutreten vermag, ist für die Stärke dessen, was sich für den Augenblick

bei der Fahne befindet, nur die Rücksicht maßgebend, daß das stehende Heer die Kriegsschule für das Volk sein soll. Ein solches Heer ist und bleibt ein Volksheer, welche Dienstzeit man auch im stehenden Heere annimmt, und man weist ihm einen ganz falschen Standpunkt an, wenn man es nur als dem Volke gegenüber gestellt sich denken kann.

Im Jahre 1848 kannte das preußische Volk in der Masse nur zwei Parteien — eine für und eine gegen den Thron. Es hatte noch keinen Begriff von der Stellung der Krone, durch die Gnade Gottes hoch erhaben und unantastbar über den Parteien, noch viel weniger davon, daß es unter den letzteren eine solche geben könnte, welche die tief im Volke wurzelnde Liebe zu seinem Königshause nur als ihr Panier aufstellen könnte, um nebenbei für ihre sehr speciellen und selbstsüchtigen Zwecke zu werben. — Jetzt kennt schon der einfache Handwerker oder Bauer seine Leute, und höchstens persönliche Abhängigkeit oder Interessen lassen ihn den Schein annehmen, als wäre es nicht der Fall. Preußen hat, Gott sei's gedankt, noch nicht gelernt, seinen König von seinem Volke zu scheiden, im Begriffe sind sie ihm eins. Diejenigen, welche hier eine Scheidemauer aufrichten möchten, thun es auf die eigene Gefahr, einst unter ihren Trümmern begraben zu werden. — Das stehende Heer ist nichts weiter, als ein bewaffneter Theil des Volks; erst die Armee ist das preußische Volk in Waffen, beide gekettet an den Thron durch Bande, welche Freud und Leid Jahrhunderte hindurch geschmiedet haben. Welche Früchte würde es bringen, wollte man beide fortan zu einander in Gegensatz gestellt betrachten? Vergebliche Mühe Derer, welche nur sich und ihren Interessen, nicht dem Vaterlande leben! —

Die obwaltenden Umstände liegen so klar zu Tage, daß auch militärische Schriftsteller mit Entrüstung den Gedanken zurückwiesen, als könnte die Forderung der dreijährigen Dienstzeit mit der Idee in Verbindung stehen, die Armee für Parteizwecke besser bearbeiten zu können, etwa dadurch „eine Art von Soldateska zu schaffen, welche insbesondere zu Staatsstreichen, unpopulären Kriegen ꝛc. geeignet wäre". — Haben aber dergleichen Absichten auch gewiß nicht in den maßgebenden Kreisen stattgefunden, dennoch läßt sich der an mancher Stelle zu Tage getretene, wenn auch ganz unbegründete, Argwohn damit entschuldigen, daß selbst hochstehende Militärs die Frage über Dienstzeit auch mit den politischen Partei-Standpunkten in Verbindung brachten. So sagte der General v. Griesheim in seinen „Lebensfragen der Landwehr" in Bezug auf die vorgeschlagene dreijährige Dienstzeit S. 7: „Die Bataillone, die jetzt während der ersten Ausbildungs-Periode der Rekruten kaum 200 Feuer-

gewehre zählen, werden dann auch in dieſer Zeit allen Anforderungen, die hinſichtlich der Aufrechthaltung der Ordnung an ſie gemacht werden, gewachſen ſein, endlich aber werden, nach Durchführung dieſer Maßregel, Truppen für andere, z. B. Bundeszwecke, disponibel". — Nun, die Bundeszwecke, oder vielmehr die Zwecke des deutſchen Bundes, haben wir in Preußen nun wohl hinreichend kennen gelernt, um es gerade nicht zu bedauern, wenn bei einer zweijährigen Dienſtzeit keine Truppen „disponibel" blieben. — —

Nachdem nun der General v. G. S. 8. bei der Friedensſtärke eines Bataillons von 678 Köpfen die größere Feſtigkeit und Sicherheit deſſelben hervorgehoben und ausdrücklich hinzugefügt hat, es ſei bei der letztern nicht allein die auf dem Exercirplatze gemeint, fährt er fort: „Wie groß der Einfluß längerer Dienſtzeit auf den ganzen Zuſtand und Werth der Truppe iſt, war der Demokratie des Jahres 1848 wohl bekannt, daher ihr beharrliches Drängen auf Herabſetzung der Dienſtzeit bis zu einem Minimum, in Frankfurt, wie in Berlin. Soll das Heer auf lange Dauer hin ſeinen hohen Zweck erfüllen, Thron und Staat gegen jeden Angriff zu ſchützen, er komme wie und woher es ſei, ſo muß daher das entgegengeſetzte Mittel angewendet werden, ſelbſt wenn Mehrausgaben dadurch entſtehen, denn dieſe Mittel können ſicher nicht beſſer angewendet werden. Mit wie geringen Koſten, zur rechten Zeit daran geſetzt, hätten im Jahre 1848 die ſpäteren enormen Ausgaben erſpart werden können!" — Nun, das Entgegengeſetzte von dem zu thun, was der Feind wünſcht, iſt im Kriege zu Zeiten richtig. In einem geſunden Staatsleben aber giebt es keine Feinde, ſondern nur Gegner, und da iſt es Pflicht, auch bei dieſen das Gute anzuerkennen und es durchzuführen, ſelbſt wenn es der eigenen Neigung widerſtrebt. So ohne Weiteres immer das Entgegengeſetzte von dem zu thun, was jene wollen, würde oft wunderliche Reſultate zum Vorſchein bringen. — Was der General v. G. mit den letzten Zeilen ſagen will, iſt wohl nicht recht verſtändlich. Wenn es heißen ſoll, daß eine dreijährige Dienſtzeit, welche übrigens ja bei der Garde vorhanden war, und ein vermehrtes ſtehendes Heer von vornherein weit beſſer alle revolutionären Beſtrebungen niedergeſchlagen hätten, ſo weiß doch jedermann, daß in Berlin 1848 bei den eigentlich nur geringen Dimenſionen des Aufſtandes das Militär, trotz ſeines geringen Friedensſtandes, nirgends unterlag, und daß es leicht geweſen wäre, noch ganze Heeresmaſſen zur Verſtärkung heranzuziehen, wäre es nothwendig geweſen. — Was ſolche Revolutionen, wie man ſie nun einmal genannt haben will, zum Siege bringt, iſt mehr

das Gefühl, oft nur der Glaube, sich zu lange Zeit mit dem allgemeinen Volkswillen in Widerspruch befunden zu haben.

Der Verfasser der Broschüre „Die Militär-Vorlagen" sagt S. 26: „— als ob der Soldat nicht in seinem kräftigsten Alter wieder unter das Volk tritt und dort seine bürgerlichen Rechte in vollster Freiheit und hoffentlich mit der Charakterstärke ausübt, welche ihm sein Soldatenleben gegeben hat. Freilich hat ihm diese Dienstzeit (die dreijährige) auch einen Fonds von bewußter monarchischer und conservativer Gesinnung gegeben, der ein nützliches, ja ein nothwendiges Gegengewicht gegen die Mißbräuche bildet, welche ein freies Staatsleben unvermeidlich mit sich führt, und der den demokratischen Bestrebungen allerdings sehr unbequem und hinderlich sein mag". —

Nun, eine monarchische Gesinnung steckt tief im preußischen Volke, weil es noch heute, wie seit Jahrhunderten, in seinem Könige instinktmäßig den Schutz und Hort gegen ein übermüthiges Herrenthum erkennt, welcher Art es auch sei. — Es hat zwar jetzt seiner Herren ein ganzes Haus voll, es erkennt aber doch nur Einen als den rechten an. — Brächte der Rekrut diese Gesinnung nicht schon mit, wenn er in die Armee tritt, der Dienst im Heere allein würde sie nicht in ihm hervorrufen. Sonst ist es wahr, daß diejenigen, welche im Heere gestanden, die meiste Charakterstärke bei den Wahlen zu zeigen pflegen, und oft selbst noch — liberal wählen, wenn es gegen ihre speciellen eigenen Interessen zu geschehen pflegt. — Denn was die sogenannte conservative Gesinnung betrifft, so handelt es sich zunächst darum, was denn conservirt werden soll. — Hätten die sogenannten oder vielmehr sich selbst so nennenden Conservativen die Absicht, Preußen zu erhalten, was ihm von seinem gerechten Könige vor den Befreiungskriegen verliehen wurde, was Thron und Staat zu der Zeit rettete, beiden die Verehrung und Achtung des Auslandes bewahrte, so könnte ein jeder ihnen volles Vertrauen schenken. Dann hätten sie aber mit ihrem Conservatismus in den ersten funfziger Jahren hervortreten sollen, zu welcher Zeit aber bei den Herren davon gar nichts sichtbar war; vielmehr zeigten sie eine Eile im Umstürzen des Bestehenden, daß fast jeder Tag ein neues Gesetz, eine Veränderung im Staate — freilich stets nur zu ihrem Vortheil — brachte. —

Wollen die Conservativen nichts weiter conserviren, als Vorrechte, welche in einem Zeitalter der rohen Gewalt und der Rechtslosigkeit die Vorfahren einst an sich rissen; nichts weiter conserviren, als die polizeilich zugeschnittene Zwangsjacke, in welche zum Spott des Auslandes das Manteuffelsche Regiment den Staat der Intelligenz gesteckt hat; wollen

sie nichts weiter, als nun, wo die zu eng gewordene Jacke anfängt, in den Nähten zu platzen, einige Flicken aufsetzen, so dankt Preußen für einen solchen Conservatismus, der nichts weiter ist, als ein neuer Schafspelz, unter welchem der Fuchsschwanz hervorsieht.

Daß unser „freies Staatsleben Mißbräuche mit sich führt", hat jetzt wohl ein jeder erkannt, zunächst daran, daß die Gelüste gewisser Herren dadurch eine Macht und einen Spielraum erhalten konnten, wie man es in Preußen niemals auch nur noch für möglich gehalten hätte.

Freilich hat unser „freies Staatsleben" sogar auch demokratische Elemente, und der nach der Zahl der geschlachteten Mastochsen abgeschätzte und im Viehhandel glückliche Hofffleischer brüstet sich gewaltig, daß er in der ersten Klasse der Wähler als der Einzige, sich selbst zum Wahlmann decretiren kann. — Der reiche Brauherr in derselben Klasse, als er noch früher den Brauwagen fuhr, hat es sich damals nicht träumen lassen, daß er einst für die innere und äußere Gestaltung Preußens eine höhere Wichtigkeit erhalten könnte, als ein Dutzend und mehr von ehrwürdigen, wissenschaftlichen und beamteten Autoritäten, welche sich in der zweiten Klasse der Wähler in Ausübung ihres verkümmerten politischen Rechts abmühen.

Dafür sieht man aber in der dritten Wählerklasse den Bürger mit der Miene eines armen Sünders an den Wahltisch treten, um sein bürgerliches Recht in „vollster Freiheit" auszuüben. Nahe am Tische befinden sich die Herren, welche seine Arbeit, wenn auch seltener aus der eigenen Tasche, doch oft ihrer Stellung nach aus Staatsgeldern bezahlen; und so giebt schwankend zwischen der Scham vor seinen Mitbürgern und der Sorge um den Verlust der Arbeit, welche seine Familie ernährt, der arme „Staatsbürger" seine Stimme ab. Sehr viel ist es noch, wenn die Meisten dieses Schlages den Muth haben, — zu Hause zu bleiben.

Selbst das ausgebildete Präfektenthum in Frankreich nahm die anständigere und sittlichere Form des Wählens: die Stimmzettelwahl an; die anständigere, weil sie stets einen ruhigen Verlauf nimmt, keine der Würde des Akts nicht entsprechende Scenen herbeiführt, und z. B. vor kurzem eine Partei vor dem Scandal bewahrt hätte, ihre Glieder aufzufordern, sich dem Wahltisch nahe zu halten, um von dort her, wenn möglich, einschüchternd auf den Sinn des Spießbürgers einzuwirken; die sittlichere, weil sie keinen Gewissenszwang ausübt, keine Zwietracht in das sociale Leben bringt, und die Bevölkerung nicht allmälig corrumpirt. —

Wenn einst die öffentliche Abstimmung mit der errungenen staatlichen Freiheit und mit Verhütung der Bestechung bei den Wahlen gerecht-

fertigt werden konnte, so war das mit das Höchste, was dem „Staate der Intelligenz" geboten werden konnte.

In unserm „freien Staatsleben" mag es viel geben, was einem Humoristen Lachen erregt; es giebt aber auch manches, was dem die Schamröthe auf die Wangen treibt, welchem der Ruf seines Vaterlandes im Auslande heilig ist.

Der Umstand endlich, daß in der „ersten Ausbildungs-Periode der Rekruten" bei einer zweijährigen Dienstzeit das stehende Heer wirklich schwächer erscheint, als außer dieser Zeit, scheint für mehrere beunruhigend; denn noch an andern Orten wird darauf hingewiesen. — Indessen einem Angriffe von Außen gehen immer diplomatische Verhandlungen voraus, welche ihn mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit erwarten lassen; man beobachtet sich gegenseitig, und feindliche Armeecorps können heute so wenig als sonst — fliegen. — Man hat zwar auf die Eisenbahnen hingewiesen, jedoch die Erfahrung lehrt, daß der Transport großer Truppencorps mit Kavallerie und Artillerie fast eben so viel Zeit kostet, als wenn sie mit einem Male sich in Marsch setzten. Die Eisenbahnen erleichtern und beschleunigen nur das Heranziehen der Verstärkungen, sowie die Ergänzung des Materials, und sie haben in dieser Beziehung allerdings eine hohe Bedeutung, wie es die Schlacht von Magenta auch gezeigt hat. — Genug: die Besorgniß vor einem plötzlichen feindlichen Einfall fordert keine Vermehrung des stehenden Heeres, es wird immer so viel Zeit da sein, die Reserven ꝛc. heranzuziehen. Es könnte also nur die Besorgniß vor einer — Ueberraschung im Innern sein, d. h. die Vermehrung des Heeres wäre gleichsam gegen das eigene Volk gerichtet. — Aber auch selbst Aufstände und Revolutionen fallen nicht vom Himmel, immer gehen ihnen Bewegungen voraus, die, bald erkannt, immer noch Zeit lassen, das Heer zu verstärken. — Doch passen solche Betrachtungen nicht auf Preußen, sie sind seiner nicht einmal würdig. Preußen wird das Kapital, welches es jetzt an Recht und Freiheit besitzt, ungetheilt zu wahren wissen, und in Zukunft dafür Sorge tragen, daß weder das Recht wieder an die Junker, noch die Freiheit an den Pöbel fällt. —

IX.

Die preußische Kavallerie und ihre Dienstzeit.

Die preußische Kavallerie hat Tage gehabt, in welchen die Thatsache hervorleuchtete, daß es Preußen nicht an dem Material zu einer

den ꝛc., werden die Gelegenheiten ſich immer ſeltener finden, wo die Kavallerie Entſcheidendes in Maſſe leiſten könnte; aber wo es dennoch wäre, würde die ſo koſtſpielige Waffe ihre Erfolge mit Verluſten und Opfern erkämpfen, welche mit jenen Erfolgen in keinem richtigen Verhältniſſe ſtehen. — So ging z. B. im Krim-Kriege die ſchöne leichte engliſche Kavallerie-Brigade, als ſie bei Inkermann hervorbrach, um drei von den Ruſſen genommene Geſchütze zu retten, durch die feindliche Feuerwirkung vollſtändig zu Grunde.

Kann alſo die Kavallerie vorausſichtlich auf den Schlachtfeldern ſich nur noch durch ein plötzliches, überraſchendes Hervorbrechen in kleinen Abtheilungen wirkſam machen, ſo wird ihre ausdauernde Schnelligkeit bei Verfolgung des Feindes, beim Sicherheitsdienſt in Ruhe und Bewegung, überhaupt in allen Aufgaben des kleinen Krieges, ſich immer noch geltend machen. Seitdem die ungeheure und ſchnelle Konſumtion der Streitmittel bei den jetzt zur Verwendung kommenden großen Heeresmaſſen die Ergänzung derſelben, die Verbindungen mit den rückwärts liegenden Depots, die dahin führenden Straßen und Eiſenbahnen ꝛc. zur Achillesferſe des Gegners gemacht hat, wird der Krieg der Parteien im Rücken des Feindes, der Gebrauch der Freicorps ꝛc. die größte Bedeutung gewinnen, und es iſt *hier* der Kavallerie beſchieden, eine glänzende Rolle zu ſpielen.

Freilich eignet ſich zu allen dieſen Aufgaben die leichte Kavallerie viel beſſer als die ſchwere, und da ein Durchbrechen der Schlachtordnung, ein Wegfegen von langen Truppenlinien, wie es wohl früher durch die letztere ſtattfand, jetzt nicht mehr vorkommen kann, ſo ſcheint es, als wenn die Küraſſiere oder Panzerreiter immer mehr nur eine Luxus-Waffe würden, eine koſtſpielige Reminiscenz an längſt vergangene feudale Zeiten und an darin glänzendes Ritterthum. Indeſſen auch die leichte Kavallerie wird ſich noch von mancher Ueberlieferung und Feſſel frei zu machen haben, und man wird in der Bewaffnung dem Feuergewehr eine größere Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen, um nöthigen Falls auch einen feſten Poſten nehmen oder behaupten zu können. Betrachtet man die für den Kavalleriſten ſo bequeme als zweckmäßige Bekleidung der brandenburgiſchen Reiter bei Fehrbellin, ſo muß man bedauern, daß die Geſchmackloſigkeit des vorigen Jahrhunderts es zur Modeſache machen konnte, auch in Bekleidung der Truppen fremden Nationalitäten nachzuahmen, obendrein da man bei den hier gewählten grellen Farben ſtets daran erinnert werden muß, wie unzweckmäßig ſolche Farben bei Truppen ſind, welche durch Ueberraſchung wirken und alſo möglichſt ſpät erſt ſichtbar werden ſollen; man muß es bedauern, wenn man bei dem oft mehr als phantaſtiſchen Aufputz an die

Kosten denkt, welche damit dem Lande auferlegt werden, ohne auch nur den geringsten Nutzen für den Krieg zu bringen.

Wie dem nun auch sei, die Aufgaben, welche die neue Kriegführung an die Kavallerie stellt, fordern vor allem Gewandtheit, Umsicht und Tüchtigkeit in der Führung; wo der Erfolg der Kavallerie ein geringer war, trug größtentheils der Mangel an den erwähnten Eigenschaften die Schuld.

Ein langer Friede wirkt stets auf die Kavallerie am nachtheiligsten, weil es in der Natur der Waffe liegt, daß sich die Uebungen im Frieden bei ihr am wenigsten der Verwendung im Kriege nähern, so daß man durch ihr Verhalten bei den Manövern oft besser lernen könnte, wie es Kavallerie nicht zu machen hat, als das Gegentheil. Die einzige Aushülfe zur Erwerbung und Ausbildung der Umsicht in Kriegslagen und des dabei nothwendigen schnellen und hellen Blicks, wird daher dem Kavallerie-Offizier im Frieden nur durch das Studium seiner Waffe und insbesondere durch das Studium der Kriegsgeschichte, durch eine genaue Analyse der Ursachen geboten, wodurch in den verschiedenen Fällen die Kavallerie siegte oder unterlag; man kann es daher nur rühmlich anerkennen, daß dieses Studium jetzt überall in der Waffe mit so großem Eifer betrieben wird.

Wo sich die Offiziere durch ein richtiges Verhalten die Liebe der Leute erwerben, und wo bei diesen das rechte Vertrauen zu deren Einsicht und Kenntniß vorhanden ist; wo die Offiziere auf flinken Pferden nur voran sind, und wo die Linie der Attake nicht eine eingehende, sondern nach dem Feinde zu ausgehende (convexe) Linie bildet, da winkt auch heute noch der Lorbeer des Sieges.

Das Paradewesen ist bei der Kavallerie schädlicher als anderswo. Freilich, wo die Pferde am meisten geschont werden und wo sich dieselben im Winter nur in den Ställen oder in der Reitbahn befinden, da bleiben sie rund und glatt; aber dabei wird auch Mann und Pferd verweichlicht, und einige Bivouacs reichen schon hin, sie hinfällig zu machen. — Ließ Seidlitz seine Reiter manövriren, so sah das Feld zu Zeiten wie ein Schlachtfeld aus, so lag Mann und Pferd umher. — Wenn jetzt einmal ein Pferd ein Bein bricht, so wird mehr Papier darüber verschrieben, als zur Zeit Friedrichs d. Gr. ein Schwadronschef im ganzen Jahre verbrauchen mochte. —

Das Mittel, die Kavallerie zu heben, glaubt man nun in der vollständigen Abschaffung der Landwehr-Kavallerie und, wie zu erwarten war, wieder in einer noch mehr verlängerten Dienstzeit — der vierjährigen — zu finden. Die Untauglichkeit unserer Landwehr-Kavallerie hat man natürlich nur aus den Erfahrungen des Friedens entnommen. Bei den verschie-

denen Mobilmachungen ꝛc. galt von unseren braven Landwehrreitern dasselbe, was schon früher im allgemeinen angedeutet wurde. Lange Zeit in dürftigen Cantonnements stehend und dabei geplagt mit dem ewigen Einerlei des Exercirens, welches sie in- und auswendig kannten; geplagt mit dem fortwährenden Pferdeputzen und Häckselschneiden, langweilten sie sich herzlich, und es war eben kein Wunder, daß sie bald nicht mehr auf gerader Straße blieben, sondern auch querfeldein ritten, wenn sie sich unbeobachtet wußten; daß sie unter ihren jungen, ungeübten, der Handhabung der Disciplin und der Dienstreglements wenig kundigen, aber desto lebenslustigeren Offizieren manchen dummen Streich machten. Sie hätten keine Kavalleristen sein müssen, wäre es anders gewesen, aber es gab bei alledem darob viel Geschrei in Babel. — —

Für den Krieg wäre aber die Landwehr-Kavallerie unter älteren und kundigeren Offizieren gerade das rechte Material gewesen, weil in ihm Kraft und Ausdauer vom Kavalleristen vorzugsweise gefordert werden. Unsere schwachbrüstige Jugend taugt nicht dazu, täglich sechs oder acht Meilen zum großen Theil im Trabe zu machen. Solche Bewegungen werden indeß jetzt mehr als sonst von der Kavallerie gefordert werden, und hätte unser großer Kurfürst mit solchen Milchbärten, wie man sie jetzt absichtlich haben will, in so angestrengten Märschen vom Rhein herbeieilen sollen, er hätte nicht den zehnten Theil derselben bei Fehrbellin zur Stelle gebracht.

In der Landwehr-Kavallerie war bisher der größte Theil unseres kriegerischen, patriotischen Landadels vertreten, nachdem er seiner Dienstpflicht im stehenden Heere meist nur für ein Jahr genügt hatte. Mit der gänzlichen Abschaffung der Landwehr-Kavallerie wird er jetzt gleichsam in den Ruhestand versetzt. Will er für den Fall eines Krieges, wo er hoch zu Rosse an der Spitze seiner „ehemaligen Hintersassen" sich so sehr an rechter Stelle fühlte, den Säbel mit der Muskete vertauschen? oder will er gar ruhig auf seinen Gütern bleiben, wenn der Gelehrte oder Kaufmann, der Beamte oder Gewerbtreibende ꝛc. Haus und Familie als Wehrmann verläßt, um im Kriege dem Könige und Vaterlande bereitwillig Gut und Blut darzubringen? — Seiner selbst wegen hätte er sich schon längst darüber aussprechen sollen. —

Die preußische Kavallerie bestand früher aus 156 Schwadronen der Linie und 104 der Landwehr, in Summa aus 260 Schwadronen. Jetzt sind deren 204 in 48 Linien-Kavallerie-Regimentern vorhanden, und wenn die noch angesetzten acht Kavallerie-Regimenter errichtet sind, so wird voraussichtlich auch der Rest von der noch vorhandenen Landwehr-

Kavallerie wegfallen und die Armee ca. 240 Schwadronen Linien-Kavallerie haben, d. h. 20 Schwadronen weniger als früher.

Die Verminderung der Kavallerie gegen sonst ist also nicht so bedeutend, daß die Besorgniß gerechtfertigt erschiene, anderen Mächten mehr als sonst in Zahl der Kavallerie nachzustehen oder kaum den Bundesgesetzen genügen zu können. Eben so wenig könnte daraus der Grund entnommen werden, nun der Kavallerie durch eine verlängerte Dienstzeit eine größere Güte, eine gesteigerte Brauchbarkeit zu geben, wenn sie wirklich dadurch erreicht würde.

Der General von Sohr war ein Kavallerie-General, auf welchen die preußische Armee stolz sein konnte. Sein Fähnrichs-Streich in Versailles gehörte nur zu denen, von welchen Friedrich der Große sagte, daß er dafür die Verantwortung übernehmen wollte. Dieser General hat der Armee eine Reitinstruction hinterlassen, welche noch bis jetzt unübertroffen ist. — Der erste Theil derselben enthält das, was ein Kavallerist können muß, will er dem Feinde gegenüber als ein tüchtiger Reiter bestehen; und das ist nur so viel, als ein richtiger Unterricht es einem nicht ganz Unbefähigten in einem Jahre vollkommen beibringen kann. Der zweite Theil enthält, was ein Reiter können muß, um Remontereiter mit Erfolg werden zu können; und dafür reicht der Unterricht in der Reitbahn im Laufe des Winters vollständig aus. Im dritten Jahre ist der Mann unter richtiger Leitung im Stande, die Remonte zuzureiten, und er hat eine Festigkeit im Reiten, Geübtheit im Gebrauche seiner Waffen und eine Dienstkenntniß erhalten, die ihm bis in das spätere Alter verbleibt. Mehr würde auch eine vierjährige Dienstzeit nicht leisten, und wenn man sich für die neuere Kriegführung auf die nothwendige größere Gewandtheit in Erfassung der Momente bei der Kavallerie beruft, so würde sie dadurch nicht gewonnen, abgesehen davon, daß diese Anforderung nur die Führung betrifft.

Schon eine zweijährige Dienstzeit wäre hinreichend, dem Kavalleristen die vor dem Feinde nöthige Uebung im Reiten und in Führung der Waffen zu geben; nur zu oft hatte eine Kavallerie nicht einmal diese Zeit dazu gehabt und leistete doch Außerordentliches. Sprechen aber Rücksichten auf die Remonte und auf andere der Kavallerie eigenthümliche Verhältnisse für eine dreijährige Dienstzeit: eine vierjährige würde nur dazu dienen, den Mann seinem bürgerlichen Berufe vollständig zu entfremden, ihn wohl gar dafür unbrauchbar machen. Wenn man eben damit bezweckt, die Leute leichter zum Fortdienen zu bewegen und Capitulanten zu gewinnen, so läßt sich freilich vom militärischen Standpunkte

aus so wenig etwas darüber sagen, wie es früher über manches andere Mittel zur Anwerbung geschehen konnte.

Auch der Umstand, daß sich unter den Ersatzpflichtigen jetzt mehr als sonst (durchschnittlich 28 Procent) solcher Rekruten für die Kavallerie befinden sollen, welche der Pflege und Wartung der Pferde fremd sind, erklärt nicht die Nothwendigkeit der vierjährigen Dienstzeit. Abgesehen davon, daß gerade die erwähnte Zahl so groß ist, wie diejenige, um welche sich die Rekruten für die Kavallerie nach der neuen Organisation vermehrt haben, — der Uebelstand also damit vollständig vermieden wäre, wenn man die frühere Organisation und damit ein so vortreffliches Material, wie es die Reserve und Landwehr für die Kavallerie bietet, beibehalten hätte, — so wird ein sonst nur dazu befähigter Mann darum kein besserer Reiter, wenn er vorher als Junge einigemal Pferde in die Schwemme geritten hat; so läßt sich zur Noth Häckselschneiden, Futterschütten, Pferdeputzen und Streumachen in drei Jahren auch einem solchen Manne beibringen, welcher zuvor niemals ein Pferd gesehen hat.

Weit entscheidender wird aber die drei- oder vierjährige Dienstzeit dadurch, daß die neue Militär-Organisation als Grundsatz aufgestellt hat, daß fortan der Staat die gesammte Kavallerie, welche er für den Krieg nothwendig hält, auch im Frieden auf den Beinen, oder vielmehr auf den Pferden erhalten will. Bei eintretendem Kriege sollen nur die Rekruten und die Leute des jüngeren Jahrganges zurückgestellt werden und die Ersatz-Escadrons bilden; deren Pferde sollen der dafür aus der Reserve eingezogenen Augmentation überwiesen werden.

Da nun die Zahl der Kavallerie, wie sie für nothwendig gehalten wird, ca. 36,000 Mann beträgt, so braucht bei einer vierjährigen Dienstzeit die Kavallerie jährlich die Einstellung von ca. 7800 Rekruten, während eben so viel nach vollendeter Dienstzeit in das Reserve-Verhältniß übertreten. Vermindert sich diese Zahl auch nun wieder in den nachfolgenden Jahren nach den früher (S. 49) angegebenen Verhältnißzahlen, so bleiben dem Staate fortan dennoch immer ca. 27,000 Mann im Alter von 24 bis 28 Jahren, und ca. 18,000 Mann in dem Alter von 28—32 Jahren zur Disposition, welche in der Armee für den Kavalleriedienst im Felde vollständig ausgebildet sind. Von diesen 45,000 Mann kann oder will die neue Militär-Organisation bei Eintritt eines Krieges nur ca. 14,000 Mann heranziehen; es bleiben für den Krieg in Unthätigkeit gesetzt dann also 31,000 Mann, welche sich im kräftigsten Mannesalter befinden, und deren Ausbildung für den Krieg gerade die meiste Mühe, Sorgfalt und Kosten verursacht hat.

Das ist offenbar ein Mißverhältniß, wie es auch in den Motiven zur Militär-Organisation anerkannt wird. Eine Begünstigung der in der Reserve befindlichen Kavalleristen dadurch kann aber darin nicht erkannt werden, daß nun bei ihnen gestattet ist, die meisten Rücksichten bei der Gestellung obwalten zu lassen. Wie es in der Regel mit solchen Rücksichten beschaffen ist, weiß ein Jeder; sie könnten eher dazu beitragen, eine gewisse Mißstimmung bei denen sich einwurzeln zu lassen, welche das Schicksal der Einziehung trifft.

Bei einer dreijährigen Dienstzeit würde dieses Mißverhältniß sich natürlich steigern, so lange man denselben Friedensetat bei der Kavallerie festhält. Für die 36,000 Mann wäre dann jährlich ein Ersatz von circa 10,000 Mann nöthig, und bei gleich großer Zahl der zur Reserve Uebertretenden würden sich circa 58,000 ausgebildete Kavalleristen in der Reserve und resp. Landwehr ersten Aufgebots befinden, von welchen kaum ein Drittel bei einem Kriege zur Einziehung käme.

Es versteht sich von selbst, daß mit dieser größern Zahl des Ersatzes auch auf jede Schwadron eine größere Zahl von jährlich auszubildenden Rekruten fiele, statt der jetzigen 35 dann 45 Mann, und diese Vermehrung könnte wirklich durch die nur gering vorhandene Zahl von Rekrutenpferden, Reitbahnen ꝛc. bei der Ausbildung manche Schwierigkeiten herbeiführen.

Allen diesen Uebelständen wäre freilich dadurch begegnet, wenn man bei den jetzt bestehenden 204 Schwadronen (denn bleiben werden sie, weil man bei jeder Militär-Organisation viel leichter zu- als abschafft) den Kriegsetat von 150 Pferden im Frieden auf 120 Pferde herabsetzte. Jede Escadron bedurfte dann auch bei einer dreijährigen Dienstzeit nur desselben jährlichen Ersatzes von 35 Rekruten, die gesammte Kavallerie also circa 7140 Mann. — Es befänden sich dann circa 32,000 Mann disponibel in der Reserve, jedoch würde die Augmentation der Kavallerie für den Krieg auch fast eben so viel in Anspruch nehmen. Im Ganzen könnte der Staat dabei immer die respektable Kavallerie-Masse von circa 44,000 Reitern aufstellen, ohne die Rekruten und die jüngern Jahrgänge des stehenden Heeres zu rechnen, und ohne nöthig zu haben, in die nun leider ausgeschlossenen Jahrgänge der bisherigen Landwehr ersten Aufgebots vom 28. bis zum 32. Jahre zu greifen. Im Kriegsetat würden dabei jährlich circa 1,220,000 Thaler erspart.

Den so gebotenen großen Vortheilen steht nichts weiter entgegen, als daß man es jetzt durchaus für geboten ansieht, die gesammte Kavallerie bei einer Mobilmachung nur durch im Frieden dafür vorgebildete und

eingeübte Pferde beritten gemacht zu sehen. Solche Ansichten setzen sich oft im Laufe eines langen Friedens fest, trotzdem die Erfahrung lehrt, daß im Kriege oft ganz neu formirte Kavallerie Ausgezeichnetes leistete, wenn ihr nur der rechte Geist innewohnte. Die französische Kavallerie war in den Befreiungskriegen zum großen Theil auf zusammengetriebene Postgäule gesetzt, und ihren Leistungen mußte dennoch alle Anerkennung gezollt werden.

Schon unsere Remonte wird nicht mehr in den Steppen der Ukraine mit der Schlinge eingefangen, und der preußische Pferdeschlag zeigt gleichsam den Typus des Volks, d. h. unsere Pferde sind willig, gelehrig, gehorsam, ausdauernd, thätig und nur dann erst widerspenstig, wenn sie falsch behandelt werden.

Außerdem fehlt es unserm, immer noch an Pferden reichen, Lande, wie es bei der Gestellung für die Landwehr stets sich zeigte, nicht an Pferden, welche so weit zugeritten sind, daß sie den Anforderungen des Krieges sofort genügen können. Freilich verstehen dergleichen Pferde nicht gleich von vornherein von travers zu renvers mit richtiger Kopfstellung und Rippenbiegung kehrt zu machen, freilich müssen sie erst an das Feuer gewöhnt werden; dafür sind sie aber auch weniger verweichlicht, auf weiten Märschen ausdauernder und von den Friedensmanövern her nicht an das Kehrtschwenken kurz vor dem Feinde gewöhnt, sie bleiben dabei hübsch gerade aus.

Im Felde nach einigen Bivouacs, bei dem sich gewöhnlich einstellenden Futtermangel und bei der unregelmäßigen Verpflegung, auf einem Boden, welcher von dem des Exercir-Platzes sehr verschieden ist, hört ohnedies bald alle künstliche Reiterei von selbst auf, und wie bei allen Dingen, auch bei den Mannschaften und Pferden, kommen im Kriege Eigenschaften erst zur Geltung, welche man nach ihrem wahren Werthe zu veranschlagen in einem langen Frieden oft verlernt.

Endlich wird niemals eine Verwendung der Kavallerie in den ersten Wochen des Krieges in größerer Ausdehnung, noch weniger in ganzer Stärke eintreten; es wird immer noch Zeit genug vorhanden sein, das Wenige, was bei einigen Pferden in der Einübung fehlt, diesen beizubringen. Ein Pferd lernt schnell, und nur der Mensch hat — Vorurtheile.

Bei der Artillerie wurden und werden bei der Mobilmachung die Reitpferde auf mehr als das Doppelte, die Zugpferde auf mehr als das Vierfache gegen den Friedensstand erhöht; dennoch rückten die Batterien vollständig kriegstüchtig aus, sie leisteten bald, was nur irgend eine Friedensbatterie hätte leisten können, und man sah bei ihnen Passagen, an

welche Kavalleriſten nicht einmal denken möchten. — Freilich, wenn man irgendwo lieſt, daß für die reitende Artillerie das Pferd weſentlich nichts mehr als ein Transportmittel iſt, ſo muß man die Antwort darauf in dieſer Waffe den Holtzendorffs und Monhaupts überlaſſen, an welchen es ihr wohl auch jetzt nicht fehlen wird.

Mag man daher auch damit einverſtanden ſein, die Rahmen der Kavallerie vermehrt zu ſehen, um wenigſtens vom Schwadronschef an auch bei der Kavallerie die Führer nur aus der Linie entnehmen zu können; im Uebrigen erſcheint wohl das Streben gerechtfertigt, da dem Lande Laſten zu erſparen, wo die Kriegstüchtigkeit hierdurch ſehr wenig oder richtiger gar nicht vermindert wird. Iſt nur der Wille der rechte, ſo finden ſich auch bald die rechten Mittel und Formen der Abhülfe, wo ſie ſtattfinden kann und darf.

X.

Die Artillerie. — Das Ingenieur-Corps. — Der Train.

Von jeher hat man der Artillerie eine beſondere Leiſtungsfähigkeit zugemuthet, und wie oben angeführt, ſolche auch bei einer Mobilmachung geltend gemacht. In der That iſt die Artillerie daran gewöhnt, vor keiner Schwierigkeit zurückzuweichen, trotzdem ihr Material das complicirteſte und am ſchwierigſten zu handhabende iſt. Man nennt ſie die bürgerliche Waffe, wohl nicht, weil ſie ſtets weit mehr bürgerliche als adelige Elemente in ſich barg, ſondern weil ſie die Lieblings-Waffe des Bürgerthums wurde, ſeit ſie von den Städtemauern herab den ritterlichen Freibeutern Reſpekt vor bürgerlichem Eigenthum entgegendonnerte und die ſo lange unzugänglichen Raubneſter derſelben ſoweit öffnete, daß dieſelben bequem ausgenommen werden konnten. Die Artillerie war es auch, welche zum Schutz des Bürgerthums vorzugsweiſe die Fürſtengewalt gründen half, und der ſcheele Blick, welcher noch immer in manchen Kreiſen auf dieſe Waffe geworfen wird, ſcheint ſich auf dergleichen hiſtoriſche Ueberlieferungen zu gründen. — Das bürgerliche Element in dieſer Waffe machte ſich in derſelben zu allen Zeiten durch geiſtige Regſamkeit und Pflichttreue ſichtbar, und ſie gewann dadurch im Laufe der Zeit eine innere Tüchtigkeit und einen ſo hohen Werth im Kriege, daß ſie in Folge deſſen in allen größern Staaten Europa's — mit Ausnahme Preußens —, auch dem Range und der Stellung nach, als die erſte Waffe anerkannt wurde.

In Preußen bedarf sie dieser Auszeichnung nicht, weil sie selbst auf den Ruf stolz genug sein kann, daß sie stets, im Felde wie im Festungskriege, treu zu ihrem Fürsten hielt, und trotz des spröden Materials, trotz mancher Unbill und Zurücksetzung, trotz Noth und Drangsal kein einziger Fall aus der Kriegsgeschichte Preußens bekannt ist, in welchem sie versagt hätte, in welchem sie nicht die größte Aufopferungsfähigkeit bewiesen hätte.

Man hat zwar, namentlich während der beiden letzten Jahrzehnde, in manchen Kreisen dahin gestrebt, auch in die Artillerie mehr chevalereske Elemente zu bringen und an die Stelle der mehr oder minder vorhandenen mißfälligen, bürgerlichen Sympathien die noblen Passionen zu setzen, aber außer daß man hie und da schon anfing, der edlen Reitkunst noch mehr als der edleren Schießkunst zu huldigen, machte sich kein besonderer Erfolg sichtbar, weil jenen Elementen ein noch höheres entgegentrat, das — wissenschaftliche. Diesem war es zu danken, daß die preußische Artillerie bisher keiner ausländischen nachstand, in vielem aber dem Auslande voranging.

Wenn die gute Times mit ächt englischem Dünkel unsere Einrichtungen in der Artillerie nur nach dem englischen Muster beurtheilt und verurtheilt, so hat sie dabei vergessen, daß nicht Eines für Alle paßt, und daß z. B. die preußische Artillerie ihr Material nicht erst auf Schiffe zu verladen hat, um auf den Platz seiner Wirksamkeit zu gelangen, also bei vielen Theilen weniger der Gleichförmigkeit und Gleichmäßigkeit als der Zweckmäßigkeit zu huldigen braucht. Leider Gottes wird den ersteren auf Kosten der letzteren noch viel zu viel Rechnung getragen.

Mit der gesteigerten Feuerwirkung des kleinen Gewehrs glaubte man schon die Artillerie an Bedeutung verlieren zu sehen; aber gerade sie ist es, welche dazu dient und noch mehr dazu dienen wird, den Werth der Artillerie in ein desto glänzenderes Licht treten zu lassen. Auch sie legte ihre bessere und schärfere Wirkung in eine größere Ferne, und dazu traten an Stelle des Kartätschenschußes der Srapnelschuß, an Stelle der frühern leichten Geschützröhre die gezogenen Kanonen, welche auf den weiteren Entfernungen eine sicherere Trefffähigkeit mit der mörderischen Wirkung ihrer Sprenggeschosse verbinden. Als die französischen gezogenen Geschütze in Italien sich so wirksam gezeigt hatten, holte man sie auch in Preußen aus den — Akten hervor, in welchen sie sich schon längst und zwar viel besser und praktischer construirt befanden, und führte sie nun schleunigst ein.

Die Organisation der preußischen Artillerie ist noch nicht abgeschlossen,

jedenfalls wird die neuere Kriegführung bald die bisherige Zahl der Geſchütze bei den Batterien in ihrer engeren Verbindung mit den Wagen als eine ſchwer zu leitende und zu wenig bewegliche Maſſe erkennen laſſen. — Im Uebrigen hat die neue Militär-Organiſation dieſe Waffe wenig berührt, außer daß letztere eine zweite kombinirte Feſtungs-Artillerie-Abtheilung erhielt, was den Uebelſtand, wenn auch nur wenig doch etwas mäßigt, daß für den Eintritt des Gebrauchs ſich die Mannſchaften der Feſtungs-Artillerie durch Landwehr und Hülfsmannſchaften oft auf das fünffache und mehr ergänzen müſſen. — Daß die Artillerie-Offiziere in Bezug auf Avancement ꝛc. dabei weniger als die der andern Waffen durch die neue Organiſation gewinnen mußten, war darum eine natürliche Folge; hätte das Avancement auch in noch geringerem Maße ſtattgefunden, ſo würde es doch willig getragen, denn die Artillerie-Offiziere beſaßen von jeher Reſignation, und ſind nicht verwöhnt. —

Auch bei der Fuß-Artillerie hatte man bis in die funfziger Jahre die zweijährige Dienſtzeit; nur die Fahrer dienten zwei und ein halbes Jahr. Wenn bei irgend einer Waffe, ſo hätte ſich bei dieſer die kürzere Dienſtzeit höchſt nachtheilig zeigen müſſen, denn während bei der Infanterie und Kavallerie bekanntlich der Einzelne mit ſeiner Waffe gewiſſermaßen eine Einheit bildet, die ohne erheblichen Nachtheil zu Zeiten ausfallen kann, ſo concentrirt ſich bei der Artillerie die Thätigkeit mehrerer auf die Bedienung eines Geſchützes, und die Unwiſſenheit oder Ungeübtheit eines Einzigen dabei kann den Erfolg in Frage ſtellen, ja ſelbſt Gefahr für das Ganze herbeiführen. Trotzdem nun bei der Artillerie der Arbeitsdienſt ſo ſtark iſt, daß Einzelne der Mannſchaften oft in Zweifel ſein mögen, ob ſie mehr der allgemeinen Wehr- oder mehr der Arbeitspflicht genügen; trotzdem bei ihr in der Regel die Zahl der Abcommandirten noch geſteigert iſt, und bei den Offizieren die höchſte Intelligenz und die angeſtrengteſte Thätigkeit nothwendig wird, um unter ſolchen Umſtänden nur dem Nothdürftigen zu genügen, ſo trat bei der kürzeren Dienſtzeit doch nur der Uebelſtand hervor, daß beim wirklichen Schießen Offiziere und Unteroffiziere ſichtbar ihre Leute wenig aus den Augen oder Händen laſſen konnten. Bei der Reſerve und Landwehr zeigte ſich aber auch hierbei große Sicherheit und Ruhe, ſo daß es begreiflich war, daß man bei den Batterien dieſen Leuten die Hauptnummern übertrug.

Zugegeben muß freilich werden, daß die eingetretene Trennung der Feld-Artillerie von der Feſtungs-Artillerie die Einübung der Mannſchaften in einem nun beſchränkteren Kreiſe ihrer Thätigkeit ſehr erleichtert. Indeſſen iſt dabei zu beachten, daß dieſe Trennung zu öfterem ſchon früher in der

preußischen Artillerie bestanden hat, daß man sich aber in Folge des Krieges immer wieder veranlaßt sah, sie aufzuheben, weil die Erfahrung lehrte, daß der Wechsel der Kriegsoperationen und Kriegslagen nur zu oft herbeiführte, daß Offiziere und Mannschaften der Feld-Artillerie (1815 die eines ganzen Armeecorps) die Rolle der Belagerungs-Artillerie oder Festungs-Artillerie übernehmen mußten. Jetzt, wo die Eisenbahnen im Stande sind, auf das schleunigste die geeigneten Mannschaften herbeizuführen, wird der Fall wohl seltener eintreten; immer aber wird es schon wegen des später erfolgenden Uebertritts zur Landwehr gut und zweckmäßig bleiben, auch die Mannschaften der Feld-Artillerie mit der Bedienung und Handhabung der Festungs- und Belagerungsgeschütze soweit vertraut zu machen, wie es die dringendste Nothwendigkeit fordert.

Aus diesem Grunde könnte man bei der Fuß-Artillerie eine dreijährige Dienstzeit für nothwendig ansehen; aber es wäre auch bei ihr eine zweijährige Dienstzeit hinreichend, wenn man die früher erwähnten Hindernisse bei der Ausbildung der Mannschaften entfernte, oder doch ermäßigte, und bei den Uebungen alles wegließe, wovon vor dem Feinde kein Gebrauch gemacht werden kann, und woran im Frieden, ohne für den Krieg Nutzen zu bringen, so manche Zeit, so manche Kräfte von Mann und Pferd verwandt werden.

Was die Schwesterwaffe der Artillerie, das Ingenieur-Corps, seit funfzig Jahren in Preußen geleistet hat, ist nicht allein vom Inlande, sondern auch vom Auslande anerkannt; seine großartigen Werke würden die daran sich knüpfenden Namen in dankbarer Erinnerung bewahren, wenn auch nicht die adelige Beigabe damit verbunden worden wäre. Das System unserer Festungen hat sich der Idee angeschmiegt, daß die preußische Armee ein Volksheer ist; die Festungen bilden gleichsam nur stark verschanzte Läger, um die Wehrkraft des Landes zu concentriren.

Die Vermehrung der Pionnier-Bataillone (früher Abtheilungen) um eine Compagnie ist um so nothwendiger, als neben den Sappeur-, Mineur- und Pontonnier-Compagnien die neuere Kriegführung die Bildung von Feldpionnier-Compagnien immer nöthiger erscheinen läßt. Die Wegbarkeit der Landesstrecken hat zwar im Großen zugenommen, aber im Speciellen treten den einzelnen Truppentheilen bei ihren Bewegungen durch den vermehrten Anbau des Landes um so mehr Hindernisse entgegen, als das durchschnittene Terrain jetzt mehr als sonst der Schauplatz ihrer Thätigkeit ist. Es entspringt daraus die Nothwendigkeit, daß sich Pionnier-Abtheilungen und Theile des Bocktrains an der Spitze der

Kolonnen befinden, welche mit Wegräumung der Hinderniſſe vertraut und dazu befähigt ſind. Außerdem fordert die neuere Kriegführung jetzt öfter zur Stelle die fortificatoriſche Einrichtung von Oertlichkeiten zu einer hartnäckigeren Vertheidigung, und es läßt ſich erwarten, daß die Anlage leichter paſſagerer Werke für defenſive Zwecke in den nächſten Kriegen eine größere Rolle als ſonſt ſpielen wird. Auch durch dieſen Umſtand ergiebt ſich ein größerer Bedarf von ſolchen Leuten, in deren Beſtimmung es liegt, die Truppen die dazu nothwendigen Arbeiten nach ihrer Anleitung ausführen zu laſſen.

Wo es ſich nun um Aus- und Einübung hoher techniſcher Fertigkeiten und um Erwerbung dazu nothwendiger Kenntniſſe handelt, wie beim Ingenieur-Corps, iſt eine dreijährige Dienſtzeit um ſo mehr gerechtfertigt, je mehr die erworbene Kenntniß und Fertigkeit dem ſpäteren bürgerlichen Leben zu gute kommt. —

Daß die Kommiſſion im Abgeordneten-Hauſe die Koſten für die neun Train-Bataillone verwerfen wollte, war wohl ein Mißgriff zu nennen, und es iſt ein Glück, daß das Haus hier berichtigend eintrat. Den Gliedern der Kommiſſion mußte für den Augenblick das Bild nicht mehr vorſchweben, wie bis zur neueſten Zeit ſolch eine in Marſch geſetzte unglückliche Train-Kolonne ausſah, und wie es damit beſchaffen war.

An der Spitze befand ſich in der Regel ein alter, pflichttreuer, braver Kavalleriſt, der aber ſeit zwanzig und mehr Jahren Civil-Beamter war; ihm folgte in unendlicher Ausdehnung eine Reihe von knarrenden, brüchigen, ſchlecht beladenen Wagen, fortwährend ſtutzend, haltend, weil bald bei den Geſchirren etwas riß, bei den Wagen etwas brach, oder ſonſt irgend ein Hinderniß der Bewegung eintrat. Dieſem Zuge zur Seite waren zur Aufſicht ſolche Leute beigegeben, welche bei Kavallerie oder Artillerie abkömmlich geweſen waren. Auf den Pferden ſaßen, oder richtiger hingen, ſogenannte Trainknechte, oft willige, gute Leute, aber auch viele dergleichen, welche der Landrath mit Freuden zum Train abgeſandt hatte um ſie los zu werden, darunter manche, welche niemals mit Pferden etwas zu thun gehabt hatten. In Folge deſſen folgten dem Zuge in der Regel in verſchiedenen Stationen Haufen von kranken, durchgezogenen oder gedrückten, hinkenden und ſchwenden Pferden, von wüſten Kerlen geführt. An vielen Orten fanden ſich zurückgelaſſene Pferde ſolcher Kolonnen im jämmerlichſten Zuſtande. — Was ſollte auch der beſte Commandeur mit ſolchem Material anfangen? Von einer geregelten, geordneten Verwaltung konnte kaum die Rede ſein, und die Annahme iſt gerechtfertigt, daß manche dieſer Kolonnen in kurzer Zeit nicht mehr marſchfähig geweſen wäre. Die For-

mirung eines Trainbataillons von nur ca. 170 Mann war das Minimum, was man thun konnte, um hier einige Abhülfe zu schaffen, denn ein Armeecorps bedarf für den Fall eines Krieges bei den verschiedenen Munitions- und Train-Kolonnen, bei den Fahrzeugen der Truppentheile ꝛc. ca. 3000 Trainsoldaten.

Traurig genug ist es schon, daß ein Staat so große Mittel für Kriegszwecke verwenden muß, noch trauriger, wenn man aus falscher Sparsamkeit unterläßt, was dabei wirklich nothwendig ist. Unsere Verwaltung ist in der Armee vortrefflich; ob sie für den Krieg nicht noch jetzt zu complicirt ist, verdiente eine ernste Erwägung. Wo zu viel verlangt wird, geschieht das meiste nicht recht. Zum Wohle der Armee wäre aber zu wünschen, daß der Bogen Schreibpapier statt eines Pfennigs zwei Groschen kostete; es würde vielleicht dann weniger geschrieben, wahrscheinlich aber desto mehr gethan. —

XI.

Die Offiziere des stehenden Heeres. — Der Adel in der Armee. — Die Kadettenhäuser. — Das Avancement „außer der Tour."

Die Offiziere sind in einem Heere das, was die Nerven im thierischen Organismus sind. Sie bilden die Leiter der höchsten Willenskraft zu dem Bewegungs-Mechanismus des Körpers und reflectiren umgekehrt wieder die Empfindungen im Central-Organ. Krankhaft gereizte Nerven erzeugen dabei oft sehr gefährliche Zustände, und die stärksten Muskeln versagen den Dienst, sind die Nerven schlaff und gelähmt.

Darum ist die Auswahl der Offiziere mit der wichtigste Theil einer Militär-Organisation, und Mißgriffe hierbei werden nicht mit vorübergehenden Calamitäten, sondern mit dem Blute der Söhne des Landes, mit der Ehre, dem Glück und dem Wohlstande des Staates gebüßt.

Daß daher jeder Offizier so viel Bildung des Geistes besitzen muß, um unter den verschiedensten Lagen und Umständen immer seine Aufgabe und Stellung richtig aufzufassen, um nicht allein in der Gesellschaft, sondern auch im Auslande sich die rechte Achtung zu bewahren; daß zugleich in allen Zweigen seines Berufs so zu Hause sein muß, daß er mit Vertrauen seine Leute zum Siege, oder wenn es Noth thut, mit gutem Ge-

wissen in den Tod führen kann; diese Anforderungen sind noch die geringsten, welche an ihn gestellt werden müssen. —

In jedem einzelnen Offizier muß das Streben vorhanden sein, das Offiziercorps im Heere als den gesittetsten, rechtlichsten, gebildetsten, uneigennützigsten, hingebendsten, pflichttreuesten und thätigsten, mit einem Worte als den *besten* Theil des Volkes hinzustellen, eben weil er zu der Ehre berufen ist, sich an der Spitze der Glieder dieses Volkes zu befinden, wenn es gilt, mit Gott für König und Vaterland zu streiten.

Dieses gerechtfertigte Bestreben erzeugt den bekannten Begriff von Standesehre, jenen esprit de corps, ohne welchen ein Offiziercorps (wie der Schriftsteller, dessen Broschüre das Symbol jener großen Zeit, in welcher König und Volk, Bürger und Soldat unzertrennliche Begriffe waren, an der Stirne trägt, sehr richtig sagt) keinen Pfifferling werth ist. — Wäre freilich das Streben auf etwas anderes gerichtet, führte es z. B. nur zu einem Bewußtsein von Rechten, nicht von Pflichten; wäre es nur dazu angethan, das Officiercorps, und mit ihm die Armee, der Gesammtheit im Staate schroff gegenüber zu stellen und zu entfremden; so wäre natürlich ein *solcher* esprit de corps selbst keinen Pfifferling werth. —

Jenen einzig wahren und richtigen Corpsgeist kann man nicht Kastengeist nennen, denn ein solcher konnte nur zu einer Zeit in Preußen existiren, als die Armee größtentheils aus angeworbenem Gesindel bestand, als die Offiziere meist nur durch Pfandjuden und Wucherer mit dem Volke in Berührung kamen, und als das gesittete Bürgerthum sich noch zu Zeiten von ihnen abschloß, um seinen Töchtern den guten Ruf zu bewahren. In einer Armee, welche wie die preußische auf dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht beruht, in welcher jeder gesetzlich nach seiner Befähigung und nach seinen Verdiensten bis zu den höchsten Stellen gelangen kann, ist eine Offiziers-Kaste nicht denkbar, und schon der Wunsch oder das Streben, eine solche bilden zu wollen, — Narrheit.

Wo eine Armee ihre Ergänzung zur Kriegesstärke aus dem Volke nimmt, bedarf sie vor allem solcher Führer, die ihre Autorität nicht auf die bloße Furcht vor Strafen gründen, welche sogar, nebenbei gesagt, im Felde, ja schon auf Märschen, schwer oder gar nicht in Ausführung zu bringen sind. Unter solchen Umständen ist die wahre und sich überall bewährende Autorität nur da vorhanden, wo die Führer sich in die Denkungsart und Bedürfnisse ihrer Untergebenen hineinfinden, sich durch Achtung und Anerkennung nicht allein der militärischen sondern auch der bürgerlichen Gesetze, durch eine strenge und doch humane Ausübung des

Rechts deren Liebe erwerben; durch innere Tüchtigkeit und vor allem durch das den Mannschaften gegebene Beispiel deren Vertrauen besitzen. Wo die Offiziere im Frieden fürchten, ihre Autorität zu gefährden, wenn sie ihren Untergebenen näher treten, als es gerade der Dienst erfordert; wo sie einzig dadurch sie zu erhalten und zu stützen hoffen, daß sie von den Elementen des Volkes, aus welchen das Heer doch nun einmal besteht, sich streng abschließen; da ist die Autorität im Kriege geringer und nicht überall sich- und probehaltig.

In Preußen kennt man nun einmal keine bevorzugte Kriegerkaste, die etwa den nicht bewaffneten Theil der Einwohner des Staats als Pariahs betrachten dürfte, und alle Prätensionen in dieser Beziehung verfallen der einzigen richtigen und passenden Strafe — der Lächerlichkeit. Es bedarf in der That nicht der warmen Versicherung an mancher Stelle, daß noch heute die Gesetze von 1808 und 1848, nach welchen jeder Soldat Anspruch auf die höchsten Stellen im Heere habe, in voller Wirksamkeit beständen. Wäre es anders, besäße z. B. noch jetzt der Adel gesetzlich das ausschließliche Vorrecht zu den Offizierstellen, so wäre die allgemeine Wehrpflicht, welche jeder Bürger und Bauer im Lande zwar als eine Last, doch auch für sich als eine Ehrenpflicht betrachtet, für diese eine Beschimpfung.

Wenn nun trotz alledem das Factum vorhanden ist und nicht weggeleugnet werden kann, daß seit dem Jahre 1815 das Verhältniß der bürgerlichen Offiziere gegen die adeligen mit jedem Jahre immer mehr abnahm, die letzteren jetzt im stehenden Heere den bei weitem größeren Theil ausmachen, so liegen die Ursachen davon ganz wo anders, als man dafür gewöhnlich anzugeben pflegt.

Die Erscheinung erklärt sich durchaus nicht aus dem Umstande, daß vor circa 60 Jahren der Adel die Offizierstellen im Heere zum größten Theil oder fast allein einnahm, denn seitdem sind zwei bis drei Generationen zu Grabe gegangen. Sie erklärt sich auch nicht daraus, daß die Söhne der Offiziere gern den Stand der Väter ergreifen, denn die im Jahre 1815 vorhandene Zahl der bürgerlichen Offiziere hat doch wahrscheinlich im Verhältniß eben so viele Söhne hinterlassen. Noch viel weniger erklärt sie sich aus dem Widerwillen des Bürgerthums gegen „die rauhern, härtern Gewohnheiten und Entbehrungen des Soldatenlebens", denn adelige Offiziere haben sich dafür niemals weniger empfindlich gezeigt als bürgerliche. Am wenigsten aber ist sie in den verschiedenen socialen Bestrebungen begründet, nach welchen das Bürgerthum aus Gewinnsucht sich mehr der Industrie, der Adel, mehr frei von dem Streben nach Geld und Gut, der Ehre

halber sich eher dem Gewerbe des Kriegers zuwende. Der Adel versteht jetzt ebenfalls sehr gut die von der Industrie gebotenen Vortheile auszubeuten und zeigt dabei einen so vortrefflichen kaufmännischen und gewerblichen Geist, wie ihn nur irgend ein Kaufmann, Fabrikherr oder Handwerker besitzen kann. Auch ist es in der That für jeden weder ehrenvoller noch schimpflicher, ob er mit Korn oder Zwiebeln, mit Heu oder Blumen, mit Wolle oder Leinen, mit lebenden oder geschlachteten Ochsen, mit Hasen oder Fischen handelt; ob er Branntwein und Bier, oder Schwefelsäure und Cichorien fabricirt, wenn er sonst nur dabei ein ehrenhafter Mann ist und für sein Geschäft kein besonderes Privilegium vom Staate verlangt. Anderseits weiß auch das Bürgerthum sehr wohl die Vortheile zu schätzen, welche seinen Söhnen in der Offizier-Karriere vor jeder andern Beamten-Carriere geboten werden: mäßiges Einkommen bei großer Jugend; anständiges Gehalt in reiferen Jahren und gesichertes, gutes Auskommen im höhern Alter.

Daß insbesondere die höhern Stellen in der Armee, also gerade auch die einträglichsten vorzugsweise vom Adel eingenommen werden, hat man auch dadurch erklären wollen, daß allerdings einige Generäle im Laufe der Zeit geadelt wurden. Nun, bei guter Laune belieben wohl solche Schriftsteller auch ihren Scherz mit der unwissenden und gläubigen Menge zu treiben! —

Daß der Adel ein so bedeutendes Uebergewicht in den Führerstellen der Armee gewinnen konnte, lag weder in dem Allerhöchsten Willen, noch in der beabsichtigten Umgehung der seit dem Jahre 1808 bestehenden Gesetze, sondern einzig darin, daß in dem Offizier-Corps der Armee, neben dem ihm innewohnenden natürlichen Korporationsgeist, sich unter der Hand der Geist einer andern Korporation, nämlich des Adels, geltend machen konnte.

Bekanntlich bildet der Adel im Staate, mehr oder weniger bewußt, eine solche Korporation, Genossenschaft, eine Kette, wie man es nun nennen will, mit dem mehr oder weniger zu Tage tretenden Bestreben, so viel als möglich, in allen Staatszweigen den größeren Einfluß und — die mehr oder weniger sehr materiellen Vortheile, welche mit den bedeutenderen Stellen in ihnen verknüpft sind, ihren Gliedern oder Genossen zuzuwenden. Er glaubt sich nun einmal dazu berechtigt der — Verdienste seiner Vorfahren wegen. Wie es nun auch mit diesen Verdiensten aussehen mag, die Berechtigung wird nur zu oft vom Bürgerthum wenigstens äußerlich anerkannt, und die Consequenz, mit welcher der Adel seine, wenn auch noch so wenig begründeten Ansprüche geltend macht, nach den Umständen noch

immer mehr steigert, ist von seinem Standpunkte aus höchst achtungswerth. Wollte Gott, daß auch das Bürgerthum, wie von seinen Pflichten, so von seinen Rechten durchdrungen wäre; denn sein Recht zu wahren, ist auch Pflicht. — Pocht der Adel auf seine „erkämpften" Privilegien, erhebt sich auch nur eine Stimme zu der Frage: Wann, wo und wodurch er sie denn erkämpft hätte? — Beruft er sich auf die ehrwürdigen Namen derer, welche aus seiner Korporation in den verschiedenen Zeiten für Fürst und Vaterland gefallen wären, erinnert auch nur ein Bürger oder Bauer an die Tausende und abermals Tausende, welche aus ihrer Klasse dasselbe Schicksal traf, und an das gewissermaßen höhere Verdienst dieser letzteren dabei, weil sie für jämmerlichen oder gar keinen Lohn ihre Kriegsdienste leisteten, weil ihnen mit dem Lorbeer des Sieges nicht glänzende Stellen und große Glücksgüter zugefallen wären, sie nur dabei Verkrüppelung, ein sorgenvolles und elendes Alter in Aussicht hatten? Erinnert auch nur eine Stimme daran, daß das Vaterland neben dem für seinen König ehrenvoll gefallenen Kleist auch einen Kleist kennt, welcher Magdeburg an den Feind verrieth und den letzten Rest seiner militärischen Autorität dazu anwandte, der einzigen Stimme, welche sich im Rathe gegen den Verrath erhob, Schweigen zu gebieten? — Solchen Bürgern sind ihre Väter umsonst gefallen, und nur ihr Servilismus ist es, welcher den Stolz, und stellenweise den Hohn des Adels gerechtfertigt erscheinen läßt. Noch heute sehen wir Bürger, welche sich eine Ehre daraus machen, sich in die Kreise des Adels drängen zu können, um oft in ihnen weniger als Nichts zu sein; noch heute stellt das Bürgerthum Glieder auf, welche den ihnen von ihren Vätern hinterlassenen geachteten Namen damit noch erst besonders zu ehren glauben, wenn sie ihm ein erbetteltes „von" anhängen dürfen. Die Väter müssen sich solcher Söhne noch im Grabe freuen. — —

Für die genannten Bestrebungen der Adelskorporation bietet nun die innere Organisation der Armee das rechte Feld, und die geeigneten Mittel dabei sind: daß es dem Belieben der Regiments-Commandeure anheim gegeben ist, ob sie einen als Offizier-Aspirant sich anmeldenden Freiwilligen annehmen wollen oder nicht; ein ferneres Mittel liegt in den Kadettenhäusern und endlich in dem sogenannten Avancement „außer der Tour".

Ein als Offizier-Aspirant sich meldender junger Mann muß von anständiger Familie sein, den gebildeten Ständen angehören, eine gute Erziehung genossen haben, ein gewisses Vermögen besitzen u. s. w., um später seiner Stellung Ehre zu machen, die letztere nicht durch unpassende Familien-Verbindungen zu gefährden u. s. w. Dergleichen findet man in der Armee nicht allein vielfach ausgesprochen, sondern auch geschrieben,

und bei dem großen Spielraum der Auslegung dieser Worte ist es denn kein Wunder, daß manche Commandeure, und, die Wahrheit zu sagen, auch manche bürgerliche, diese Bedingungen dadurch allein oder doch besonders erfüllt glaubten, wenn dem Namen eines solchen jungen Mannes das unbedeutende Wörtchen „von" vorgesetzt war. Nun sollte man zwar meinen, daß ein junger Mensch, welcher in einer schlicht bürgerlichen Familie erzogen ist, in welcher, wenn auch weniger Reichthum, doch die rechte Zucht und Sitte herrscht, sich später als Offizier in der Gesellschaft eine ebenso achtungswerthe Stellung erwerben und erhalten könnte, wie es ein vielleicht auf den Höfen eines entlegenen Ritterguts oder in den Schul- und Schlafsälen der Kadettenhäuser aufgewachsener nur irgend auch vermöchte, wenn er sonst nur sittlich rein, an Körper und Geist kräftig und gesund wäre, und eine tüchtige Bildung erhalten hätte; indessen, viele glauben nun einmal, daß zu der Bewegung in den höhern Cirkeln, wofür sie den Offizier oft mehr als zu etwas anderem berufen und bestimmt meinen, die letztere Art des Aufwachsens eine weit größere Befähigung gebe.

Dabei ist noch das Wunderbarste, daß die Sache etwas Wahres hat. Jene dem jungen Offizier zunächst zugänglichen höhern Cirkel gehören zumeist wiederum der Adelskorporation an, und wenn auch in ihnen nicht so feine Sitten und so geglättete Formen des Anstandes herrschen, als sie in dergleichen Cirkeln zu den Zeiten der Medicis in Italien vielleicht zu finden waren, so haben sie doch immer noch äußern Glanz genug, um auf die anerzogene bürgerliche Bescheidenheit anfangs einen einschüchternden Eindruck zu machen, der sich auch wohl zur Befangenheit steigert, wenn der bürgerliche Abkömmling sich manchmal nur als Eindringling betrachtet, sich gleichsam nur geduldet sieht, und wenn man, bis auf die junge Damenwelt herab, für die Glieder der adeligen Genossenschaft, seien sie auch noch so ungelehrig, immer die Liebenswürdigkeit selbst bleibt, für ihn aber nur so ein gewisses Augenzwickern, so eine gewisse stumme, stolze Zurückhaltung hat.

Wie dem nun aber auch sei, so geringfügige Rücksichten sollten nicht da mitsprechen, wo für den ernsten Zweck des Krieges die strengste Auswahl der Offizier-Aspiranten zum Wohle des Landes Pflicht und Nothwendigkeit wird. Das Herkommen giebt, wie die Erfahrung genugsam lehrt, auch nicht die geringste Bürgschaft für die spätere Haltung und Führung des jungen Offiziers, am wenigsten aber für das Wichtigste dabei, für seine Leistungsfähigkeit im Beruf. Daher sollte das bürgerliche Herkommen bei solcher Auswahl weder den Blick übermäßig schärfen, noch das adelige ihn übermäßig trüben.

Jedenfalls wird der einzelne Commandeur bei der Auswahl der

Pflanzschule seiner Offiziere Vorurtheilen oder doch vorgefaßten Meinungen, persönlichen Rücksichten ꝛc. leicht Rechnung tragen können, und es wäre deshalb zu wünschen, daß diese Auswahl nur einer etwa in der Hauptstadt gebildeten vollkommen unparteiischen Kommission überlassen bliebe, welche, nach der strengsten Prüfung der körperlichen wie geistigen Befähigung, die für die Offizier-Carriere in der Armee sich anmeldenden und geeignet gefundenen jungen Leute dann nach dem Bedarf erst an die verschiedenen Regimenter vertheilte. —

Die preußischen Kadettenhäuser stammen aus einer Zeit, in welcher es den Regenten dringend nothwendig erschien, den Söhnen des zum Theil noch sehr wenig gebildeten Adels für die Bestimmung zum Offizier wenigstens einige Erziehung zu geben. Da andere wissenschaftliche Anstalten zu jener Zeit im Staate nur in geringer Zahl vorhanden waren, und wäre es anders gewesen, doch vom Adel wenig benutzt worden wären, so waren die Kadettenhäuser eine Wohlthat für die Armee und noch mehr für den immer mehr verarmenden Adel, welcher dadurch der Mühe und Kosten für die Erziehung seiner Söhne überhoben war.

Trotzdem nun die Mittel, auf anderem Wege den Knaben eine entsprechende Vorbildung für ihren künftigen Beruf zu geben, jetzt fast im Uebermaße vom Staate geboten werden; trotzdem jetzt bei dem Vermögen, welches die Offiziere erheirathen müssen, und bei den hohen Gehältern in den höhern Stellen der Armee auch kein Grund mehr vorhanden ist, in Betreff der Erziehung ihrer Kinder etwa die Offiziere vor andern Beamten des Staates zu begünstigen, sind doch die Kadettenhäuser beibehalten und noch heute so ziemlich, was sie von jeher waren.

Wenn der Staat für die hinterlassenen Söhne vor dem Feinde gefallener oder auch nur zu früh verstorbener, aber sonst verdienter Offiziere sorgt, so muß es dankbar anerkannt werden; doch kann dieses durch Alumnate, Pensionate, Stipendien ꝛc. eben so gut geschehen, wie durch Kadettenhäuser. Die 720 Stellen der Königlichen Kadetten werden noch jetzt fast ausschließlich nur von den Söhnen activer oder pensionirter, namentlich adeliger Offiziere eingenommen, und nur die 216 Pensionäre, d. h. die für eine Pension von 200 Thalern aufgenommenen jungen Leute, gehen aus anderen Klassen des Volks hervor, wie es in der Natur der Sache liegt, aus den reichern.

Was gegen die Kadettenhäuser spricht, ist vorzugsweise die specifisch militärische Richtung, welche den Zöglingen noch immer gegeben wird. Der Knabe wird mit dem elften Jahre in den Waffenrock gesteckt und vom Anfang an, bis auf das winzige Seitengewehr, militärisch gekleidet.

Die Folge davon ist, daß der Knabe von vornherein sich für etwas Besseres halten lernt, als andere Jungen, die keine Messingknöpfe an ihrem Rocke tragen und zu ihrer Selbstvertheidigung auf die bloße Faust angewiesen sind. So wird der Grund zu jenem exclusiven Geist gelegt, der sich leicht mit dem Schein begnügt, frühzeitig das Bestreben unterdrückt, wirklich etwas Besseres zu sein oder doch zu werden, und später oft zu traurigen Mißgriffen und Ausbrüchen die Veranlassung giebt.

Der so in ein Diminutiv eines Soldaten umgewandelte Knabe wacht und schläft, betet und arbeitet, ißt und trinkt, spielt und läuft, alles nach streng militärischer Ordnung und resp. militärischen Signalen. Er thut keinen Schritt ohne die militärisch dienstliche Kontrole. Eine solche Erziehung ist offenbar einer freien Entwickelung des jugendlichen Geistes und Gemüthes nicht günstig, giebt ihr eine einseitige Richtung, und ist ganz dazu geeignet, daß der Knabe sich später nur als ein Glied des Heeres, nicht aber des Staates betrachtet, welcher doch die nächsten Ansprüche an ihn zu machen hat; daß er später alles, was außerhalb des Heeres liegt, mit einer gewissen geistigen Beschränktheit ansieht.

Tritt nun der junge Mann im Alter von circa siebenzehn Jahren als Fähnrich oder gar als Offizier in die Armee, und damit in die Welt, so ist er dem elterlichen Hause, mit welchem er höchstens noch durch die Zulage in Verbindung steht, entfremdet: er glaubt sich jetzt oft berechtigt, die ihm so lange entzogene Freiheit in ganzer Ausdehnung zu benutzen; er stürzt sich in ihm bisher ganz unbekannte oder nicht zugängliche Genüsse, die ihn an Körper und Geist verderben, und es ist eine bekannte Thatsache, daß mit wenigen Ausnahmen die aus den Kadettenhäusern in die Armee Eintretenden immer erst einer geraumen Zeit bedürfen, bevor sie in die Anforderungen, welche das bürgerliche Leben mit Recht an sie stellt, sich schicken lernen.

Sollen auch jetzt die Kadettenhäuser ihre Zöglinge gesetzlich mit für eine bürgerliche Bestimmung erziehen — bei der specifisch militärischen Richtung der Erziehung, da Direktoren und zum größten Theil auch die Lehrer Militärs sind, müssen die Zöglinge es gleichsam für eine Ehrensache ansehen, sich nur der Bestimmung des Soldaten zu widmen. So ist aber die Neigung zum Beruf keine natürliche, sondern eine künstlich hervorgerufene und angebildete, und die Folge davon, daß nachher viele, wenn sie auch den Versuchungen der neu gewonnenen Freiheit Stand halten, dennoch in ihrem Beruf nur eine kümmerliche Rolle spielen, sich ihm bald entziehen oder wohl gar scheitern. — Nur so wird die Erscheinung erklärlich, daß erfahrungsmäßig jährlich ca. zwei Fünftel der zu Offizieren des ste-

Pflanzschule seiner Offiziere Vorurtheilen oder doch vorgefaßten Meinungen persönlichen Rücksichten ꝛc. leicht Rechnung tragen können, und es wäre deshalb zu wünschen, daß diese Auswahl nur einer etwa in der Hauptstadt gebildeten vollkommen unparteiischen Kommission überlassen bliebe, welche nach der strengsten Prüfung der körperlichen wie geistigen Befähigung die für die Offizier-Carriere in der Armee sich anmeldenden und geeigne gefundenen jungen Leute dann nach dem Bedarf erst an die verschiedenen Regimenter vertheilte. —

Die preußischen Kadettenhäuser stammen aus einer Zeit, in welcher es den Regenten dringend nothwendig erschien, den Söhnen des zum Theil noch sehr wenig gebildeten Adels für die Bestimmung zum Offizier wenigstens einige Erziehung zu geben. Da andere wissenschaftliche Anstalten zu jener Zeit im Staate nur in geringer Zahl vorhanden waren, und wäre es anders gewesen, doch vom Adel wenig benutzt worden wären, so waren die Kadettenhäuser eine Wohlthat für die Armee und noch mehr für den immer mehr verarmenden Adel, welcher dadurch der Mühe und Kosten für die Erziehung seiner Söhne überhoben war.

Trotzdem nun die Mittel, auf anderem Wege den Knaben eine entsprechende Vorbildung für ihren künftigen Beruf zu geben, jetzt fast im Uebermaße vom Staate geboten werden; trotzdem jetzt bei dem Vermögen, welches die Offiziere erheirathen müssen, und bei den hohen Gehältern in den höhern Stellen der Armee auch kein Grund mehr vorhanden ist, in Betreff der Erziehung ihrer Kinder etwa die Offiziere vor andern Beamten des Staates zu begünstigen, sind doch die Kadettenhäuser beibehalten und noch heute so ziemlich, was sie von jeher waren.

Wenn der Staat für die hinterlassenen Söhne vor dem Feinde gefallener oder auch nur zu früh verstorbener, aber sonst verdienter Offiziere sorgt, so muß es dankbar anerkannt werden; doch kann dieses durch Alumnate, Pensionate, Stipendien ꝛc. eben so gut geschehen, wie durch Kadettenhäuser. Die 720 Stellen der Königlichen Kadetten werden noch jetzt fast ausschließlich nur von den Söhnen activer oder pensionirter, namentlich adeliger Offiziere eingenommen, und nur die 216 Pensionäre, d. h. die für eine Pension von 200 Thalern aufgenommenen jungen Leute, gehen aus anderen Klassen des Volks hervor, wie es in der Natur der Sache liegt, aus den reichern.

Was gegen die Kadettenhäuser spricht, ist vorzugsweise die specifisch militärische Richtung, welche den Zöglingen noch immer gegeben wird. Der Knabe wird mit dem elften Jahre in den Waffenrock gesteckt und vom Anfang an, bis auf das winzige Seitengewehr, militärisch gekleidet.

Die Folge davon ist, daß der Knabe von vornherein sich für etwas Besseres halten lernt, als andere Jungen, die keine Messingknöpfe an ihrem Rocke tragen und zu ihrer Selbstvertheidigung auf die bloße Faust angewiesen sind. So wird der Grund zu jenem exclusiven Geist gelegt, der sich leicht mit dem Schein begnügt, frühzeitig das Bestreben unterdrückt, wirklich etwas Besseres zu sein oder doch zu werden, und später oft zu traurigen Mißgriffen und Ausbrüchen die Veranlassung giebt.

Der so in ein Diminutiv eines Soldaten umgewandelte Knabe wacht und schläft, betet und arbeitet, ißt und trinkt, spielt und läuft, alles nach streng militärischer Ordnung und resp. militärischen Signalen. Er thut keinen Schritt ohne die militärisch dienstliche Kontrole. Eine solche Erziehung ist offenbar einer freien Entwickelung des jugendlichen Geistes und Gemüthes nicht günstig, giebt ihr eine einseitige Richtung, und ist ganz dazu geeignet, daß der Knabe sich später nur als ein Glied des Heeres, nicht aber des Staates betrachtet, welcher doch die nächsten Ansprüche an ihn zu machen hat; daß er später alles, was außerhalb des Heeres liegt, mit einer gewissen geistigen Beschränktheit ansieht.

Tritt nun der junge Mann im Alter von circa siebenzehn Jahren als Fähnrich oder gar als Offizier in die Armee, und damit in die Welt, so ist er dem elterlichen Hause, mit welchem er höchstens noch durch die Zulage in Verbindung steht, entfremdet: er glaubt sich jetzt oft berechtigt, die ihm so lange entzogene Freiheit in ganzer Ausdehnung zu benutzen; er stürzt sich in ihm bisher ganz unbekannte oder nicht zugängliche Genüsse, die ihn an Körper und Geist verderben, und es ist eine bekannte Thatsache, daß mit wenigen Ausnahmen die aus den Kadettenhäusern in die Armee Eintretenden immer erst einer geraumen Zeit bedürfen, bevor sie in die Anforderungen, welche das bürgerliche Leben mit Recht an sie stellt, sich schicken lernen.

Sollen auch jetzt die Kadettenhäuser ihre Zöglinge gesetzlich mit für eine bürgerliche Bestimmung erziehen — bei der specifisch militärischen Richtung der Erziehung, da Direktoren und zum größten Theil auch die Lehrer Militärs sind, müssen die Zöglinge es gleichsam für eine Ehrensache ansehen, sich nur der Bestimmung des Soldaten zu widmen. So ist aber die Neigung zum Beruf keine natürliche, sondern eine künstlich hervorgerufene und angebildete, und die Folge davon, daß nachher viele, wenn sie auch den Versuchungen der neu gewonnenen Freiheit Stand halten, dennoch in ihrem Beruf nur eine kümmerliche Rolle spielen, sich ihm bald entziehen oder wohl gar scheitern. — Nur so wird die Erscheinung erklärlich, daß erfahrungsmäßig jährlich ca. zwei Fünftel der zu Offizieren des ste-

scheitert, daß nun einmal die größere Zahl einen dicken Kopf und ein schwaches Herz besitzt?

Genug, die höhere Befähigung für den Krieg läßt sich nur im Kriege selbst erkennen, und alle Vorzüge, welche Offiziere sich im Frieden erwerben, mögen jede Anerkennung und Förderung finden, nur nicht dadurch, daß ihre älteren Kameraden plötzlich zu ihren Untergebenen gemacht werden. Wo das letztere geschehen kann, findet man leicht Vorzüge da, wo man sie eben finden will, und dem Nepotismus, der Vetterschaft und dem Pathenwesen ist ein übergroßer Spielraum geboten.

Wie kommt es nur, daß man jenen rüstigen, gewandten und tüchtigen Compagniechef nicht zum Bataillons-Commandeur gemacht hat? wird oft gefragt, und „es kann Einer ein tüchtiger Compagniechef sein und doch nicht zum Bataillons-Commandeur taugen" antwortet mit mysteriösem Achselzucken ein avancementsdurstiger Adjutant und glaubt Wunder, was er damit Weises gesagt hat. Die Antwort hätte doch nur umgekehrt Sinn, sobald man den rechten Maßstab an die Tüchtigkeit eines Compagniechefs zu legen versteht. — Wäre Napoleon nicht zu Valence ein guter Compagnieführer, zu Toulon nicht ein guter Bataillonschef gewesen, er wäre niemals ein großer Feldherr geworden. — Es giebt der Beispiele genug, daß gerade mehrfach in der Beförderung übergangene Compagniechefs später weit bessere Bataillons-Commandeure waren, als die Mehrzahl derer, die ihnen vorgezogen wurden. Sie hatten nur die Geduld gehabt, ihr Avancement „nach der Tour" abzuwarten.

Die Meisten haben aber nicht diese Geduld, weil sie nicht die Nothwendigkeit begreifen, daß, wenn sie doch zu einer höhern Stelle für befähigt angesehen werden, ihnen erst eine Weile hindurch die „Begünstigten" vorgesetzt werden müssen. Sie fühlen sich darum in ihrem Ehrgefühl verletzt, und nehmen ihren Abschied mit — Pension. Der einer großen Zahl so denkender Offiziere vorgezogene glückliche Commandeur eines Truppentheils kommt auf diese Art oft der Staats-Kasse sehr, sehr theuer zu stehen, und es ist dann noch ein Glück, wenn seine Verdienste in der neuen Stellung wirklich des hohen Preises werth sind. —

Im bürgerlichen Leben findet man zu Zeiten dieses reizbare Ehrgefühl nicht am Ort und weist auf die in der Beamtenwelt so oft vorkommenden ähnlichen Fälle hin. Doch ist man dabei im Irrthum. Die Thätigkeit der Beamten ist eine mehr in den Akten niedergelegte, eine dekretorische, wenn man es so nennen will. Die Leistungen eines Offiziers sind persönliche, eng verknüpft mit seiner Ehre, der Achtung und

dem Vertrauen, welche er bei seinen Untergebenen genießt. Sind diese untergraben, so ist es mit seiner rechten Wirksamkeit vorbei; darum stellte man früher in der Armee das Anciennetätsgesetz als ein heiliges hin.

Das Avancement „außer der Tour" wird oft dadurch gerechtfertigt, weil man damit jüngere Elemente in die höheren Chargen bringt. Wenn man aber sonst keine Garantie für die bessere Befähigung hat, als die größere Jugend, so ist das Alter, in welchem sich Kenntniß mit Erfahrung vereinigt, immer doch noch vorzuziehen. Hält man nur den Grundsatz fest, daß in einer guten Armee niemand, vom General bis zum Tambour, zu alt an Körper und Geist, d. h. invalide sein darf, wo aber irgendwo ein höheres Alter gestattet ist, daß es eher in den höhern Stellen vorhanden sein darf, weil in ihnen mehr der Geist als der Körper thätig ist; entfernt man nur zu jeder Zeit alle körperlichen wie geistigen Gebrechlichkeiten, und zwar ohne alle Rücksicht, aus der Armee, so wird auch die Armee in dieser Beziehung tüchtig erhalten, und die Aufstellung der Nothwendigkeit, daß jüngere Elemente in die höhern Chargen einrücken müssen, eine Phrase bleiben, vortrefflich zur Ausbeutung durch solche, welche sich von Geburt oder sonst woher nun einmal dazu berechtigt glauben, diese jüngern Elemente vorzugsweise zu bilden.

Das Alter giebt überhaupt keinen Maßstab für die kriegerische Thätigkeit ab, wie man so oft annimmt. War Napoleon halb so alt wie die geistesstumpfen östreichischen Generäle, welche er in seinen ersten Feldzügen in Italien schlug, so war Blücher doppelt so alt als er zur Zeit, als ihm von diesem ein gleiches Schicksal widerfuhr. — Selbst an der Niederlage bei Jena war nicht das freilich zu hohe Alter der Generäle, sondern das hartnäckige Festhalten an veralteten Ideen, der Mangel am rechten Geist und Charakter Schuld. Der Prinz Louis Ferdinand zu jener Zeit war jung, feurig, tapfer wie Bayard, vortrefflich gebildet, und zeigte doch bei Saalfeld nur ein geringes Feldherrntalent. Freilich, was er dabei an Ruhm verlor, gewann er wieder durch seinen ehrenvollen Tod. —

Der vorhin angegebene Zweck wird aber nicht einmal durch das Avancement „außer der Tour" erreicht, vielmehr wird die Armee dadurch erst recht und zwar in allen ihren Stellen veraltert. Indem man nämlich die jüngern, wie man glaubt oder glauben macht, talentvolleren Kräfte in die höhern Stellen hinaufpumpt, werden die in den Zwischenstellen stehend und gelähmt. Es entsteht in dem natürlichen Hinaufrücken nach oben in der Armee ein Stocken und, während jene Bevorzugten in ihren Stellen auch alt, oft überalt werden, altern die Uebergangenen in den

mittleren Stellen von selbst, und in den untern nistet sich mit der gesteigerten Aussichtslosigkeit und der Begünstigung Einzelner ein überwältigender Mißmuth ein.

Wenn somit die Vortheile, welche das sogenannte Avancement „außer der Tour" der Armee bringen soll, nicht einmal vorhanden sind, so droht es andererseits auf die Dauer einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Geist im Offizier-Corps auszuüben, und zuletzt mehr als jedes andere den „Rocher de Bronze" anzufressen und in eine bröcklige Kalkmasse zu verwandeln. — Denn, da es in die Hände der Commandeure gegeben ist, die Betreffenden in den Conduitenlisten oder Qualificationsatteſten als zur Beförderung „außer der Tour" geeignet zu notiren, so ist das Streben bei den Einzelnen natürlich, sich zu diesem Zweck bei Jenen überall in das nöthige rechte Licht zu stellen. Da nun aber der Schematismus des Friedensdienstes wenig oder keine Gelegenheit zur Auszeichnung bietet, so werden dabei oft auch andere Mittel und Mittelchen nicht verachtet. So entsteht denn jene mit Ostentation zur Schau gelegte, oft nur geheuchelte übermäßig loyale und fromme Gesinnung, jener Schein von übergroßer Thätigkeit, wo es nur irgend vom Vorgesetzten bemerkt werden kann; jenes Kokettiren mit oft nur erborgtem Wissen und Können; jene Augendienerei und Kriecherei; jenes Verdächtigen und so bereitwillige Zulächeln und Zunicken, wenn auch der Vorgesetzte mit seinem Urtheil auf ganz falschem Wege ist; genug, jenes ganze widerwärtige Spiel der Leidenschaften und Intriguen, wie es sich auch in der bürgerlichen Beamtenwelt so oft zeigt, wenn eine neue Stelle zu vergeben ist, und wodurch endlich das heiligste Band — das der Kameradschaft untergraben werden muß. Auf solchem Wege kann zuletzt selbst der ehrwürdige Gehorsam des Offiziers zur Liebedienerei, die Charakterfestigkeit zur Charakterlosigkeit herabsinken, wenn am Ende der Ehrgeiz das Ehrgefühl zum Schweigen bringt.

Die größere Befähigung für den Krieg kann man im Frieden nicht erkennen, wohl aber die Unfähigkeit. Wer den geringen Anforderungen des Friedensdienstes nicht überall und vollständig zu entsprechen vermag, ist gewiß im Kriege ein unbrauchbarer Offizier, und darum ist die höchste Fürsorge nothwendig, ebensowohl nicht von vornherein die Unfähigkeit in die Armee zu bringen, wie auch da, wo sie sich trotzdem findet, sie ohne Gnade und sogenannte humane Rücksichten auszumerzen, weil sie nirgends mehr als gerade im Kriege das größte Unheil anrichten kann.

Die Funktionen eines Lieutenants kann in der Regel ein guter Unteroffizier ebenso gut, oft noch besser versehen. Deshalb ist eine Ueber-

füllung der Armee mit dieſer Charge durchaus nicht nothwendig; ſie mindert nur die ſo nöthige Strenge bei der Auswahl der Offizier-Aſpiranten, und wirkt höchſt nachtheilig durch das Mißverhältniß der Zahl der untern zu der Zahl der obern Chargen. Die Offiziers-Laufbahn bis zur Stelle des Chefs einer Compagnie, Escadron oder Batterie iſt der Hauptſache nach nichts weiter als die Vorſchule, für dieſe und die höhern Stellen befähigt zu machen. Darum aber erſcheint es nöthig, daß man bei jedem, welcher dieſe Stellen einnehmen will, die Ueberzeugung gewinne, ob er auch dieſe Zeit der Vorſchule richtig benutzt hat, und das kann nur dadurch geſchehen, daß jeder zuvor der unparteiiſchen und ſtrengſten Prüfung ſowohl in theoretiſcher wie in praktiſcher Beziehung unterworfen wird. Dieſe Anforderung würde den jungen Offizier wenigſtens ebenſo gut zur Thätigkeit anſpornen, wie man es etwa durch die Ausſicht auf eine außergewöhnliche Beförderung, auf Koſten meiſt ebenſo tüchtiger Kameraden, beabſichtigt. Daß eine ſolche Prüfung gerade nur bei den Waffen beſteht, deren Glieder am wenigſten beſtimmt ſcheinen, die höhern Stellen in der Armee einzunehmen, möchte ſchwer die rechte Deutung finden laſſen, zumal in einer Zeit, wo man überall ſogar für das geringſte Handwerk Prüfungen für nothwendig hält und dabei nicht einmal das Publikum als den einzigen competenten Richter anerkennen will.

XII.

Die Unteroffiziere im ſtehenden Heere. — Die einjährigen Freiwilligen und die Landwehroffiziere. — Juden und Duelle.

Stellen die Offiziere gleichſam die Nerven des Kriegsorganismus vor, ſo bilden im gleichen Sinne die Unteroffiziere die Adern deſſelben, welche die zu ſeiner Ernährung und Kräftigung nothwendigen Stoffe in ſeine einzelnen Organe abſetzen und überführen. Da ihre Wirkſamkeit wiederum als von einem Central-Organ ausgehend gedacht werden muß, ſo könnte das Unteroffizier-Corps das Herz der Armee genannt werden. Seine Bedeutung für die Wirkſamkeit des Heeres hat ſich in jedem Kriege und zu allen Zeiten in hohem Maße geltend gemacht; man iſt wohl darüber im Klaren, daß das beſte Offizier-Corps nichts vermag, wenn die Unteroffiziere einer Armee nichts taugen. Darum iſt es für die Kriegstüchtigkeit des Heeres ſehr nothwendig, auf die Gewinnung und Heranbil-

dung brauchbarer, tüchtiger Unteroffiziere hinzuwirken, und es ist tief zu beklagen, daß seit einigen Jahren das rechte Material für dieselben in der preußischen Armee immer mehr abzunehmen scheint.

Ganz mit Unrecht hat man von liberaler Seite die Ursache davon darin suchen wollen, daß den Unteroffizieren im Frieden die Beförderung zum Offizier nicht offen stände. Sollte damit gemeint sein, die Unteroffiziere nach dem bloßen Dienstalter allmälig zu Offizieren heranrücken zu lassen, so könnte eine solche Ansicht nur von Denen ausgehen, welche von der Bestimmung eines Offiziers über die Führung eines Zuges hinaus keinen rechten Begriff haben. Diese weitergehende Bestimmung muß aber vom Staate bei Beförderung zum Offizier im Auge behalten werden, d. h. sie darf eigentlich bei Keinem eintreten, von dem man nicht wenigstens mit einiger Sicherheit erwarten kann, daß er sich einst für die höhern Führerstellen, als die eines Lieutenants sind, eignet.

Nach dieser Richtung hin fordert aber die Bestimmung des Offiziers eine ihm innewohnende geistige Regsamkeit, die schon in der Jugend geweckt sein will; eine freie Anschauung und Auffassung der für seinen Wirkungskreis an ihn gestellten Anforderungen, wenn seine Thätigkeit dabei eine fruchtbringende sein soll; endlich ein Zurechtfinden und ein richtiges Benehmen, nicht allein in dem gewohnten Geleise, sondern auch in außergewöhnlichen Lagen. — Einige erst in spätern Jahren mühsam errungene Kenntnisse geben aber die zu allem diesen nothwendige geistige Bildung nicht, und das Wissen und Können der auf solchem Wege zu ihrer Stelle gelangten Offiziere würde sich stets in einem beschränkten Kreise bewegen, so tüchtig und brav sie auch einen solchen ausfüllen möchten.

Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß ein junger, geistig befähigter, moralisch tüchtiger Unteroffizier, welcher sich die ihm etwa noch fehlenden Kenntnisse durch eisernen Fleiß oder günstige Gelegenheit erwirbt, nicht ein um so vortrefflicheres Material zum Offizier abgebe, als hier schon Kenntniß und Erfahrung im Dienst vorausgegangen sind; ja daß ein solcher seine Prüfung zum Portepeefähnrich und weiterhin nicht vielleicht viel besser bestehen sollte, als manche von denen, welche ihre geistige Bildung nur sogenannten „Einpaukern" zu danken haben; jedoch ist ja auch solchen jungen Leuten gesetzlich die Offizier-Carriere geöffnet, und wenn das Gesetz dabei die Grenze bis zum vollendeten 23. Jahre setzt, so ist das aus den eben angegebenen Gründen nur zu billigen.

Allerdings, wenn man in der Kreuz-Broschüre „die Lebensfrage der Armee" S. 13 in Rücksicht auf die Unteroffiziere liest: „Die agitatorische Presse und die Reden gewisser Volks-Tribunen sind wohl geeignet, die

Lüsternheit unbesonnener jüngerer Leute [1]) zu erregen; ob aber diese Unreiferen und Urtheilsloseren sich vorzugsweise und mit Ueberspringung ihrer älteren und diensterfahreneren Kameraden zum Eintritt in den Offizier-Stand eignen: darüber entscheiden — Gottlob! — doch noch nicht Journalisten und Volks-Tribunen, sondern, so lange es überhaupt einen Armee-Organismus giebt, lediglich die Dienstvorgesetzten," so sollte man bei solchen und ähnlichen Expectorationen fast auf die Vermuthung kommen, daß trotz des vorhandenen Gesetzes junge Unteroffiziere, wie oben angeführt, bei ihrem ehrenvollen Streben eben nicht auf Rosen gebettet sind, manche Vorurtheile zu überwinden haben, und daß auch hier, wie an andern Orten, zwischen dem Vorhandensein eines Gesetzes und seiner Handhabung immer noch ein gewisser Unterschied obwaltet. — Die wahrhaft rührende Fürsorge für das gekränkte Gefühl der „älteren und diensterfahreneren Kameraden", dabei sich durch jüngere übersprungen zu sehen, nimmt sich übrigens an dieser Stelle etwas wunderbar aus, da doch das so beliebte Avancement „außer der Tour" diesen Fall im Offiziercorps fast täglich vorkommen läßt. —

In frühern Jahren kannte man keine von vornherein für die Offizier-Carriere bestimmten jungen Leute, sogenannte Offizier-Aspiranten; ein Jeder mußte, wie man sich ausdrückte, „von der Pike auf dienen." Wenn nun ein Solcher auf den Divisions-Schulen ꝛc. durch seinen Fleiß sich die Reife zum Offizier erwarb, so waren die alten, damals noch kriegserfahrenen Unteroffiziere viel zu vernünftig, um das nicht in der Ordnung zu finden; so würde es wohl auch noch jetzt sein, während andererseits sogar zu wünschen wäre, daß die Fälle, wo Offiziere aus dem Unteroffizierstande hervorgehen, häufiger vorkämen, um die eigene Stellung in den Augen ihrer Inhaber zu heben und keine falschen Ansichten darüber aufkommen zu lassen.

Zwar wird jetzt oft mit in die Augen fallender Absicht darauf hingedeutet, daß auf diesem Wege zu ihrer Stellung gelangte Offiziere sich nachher in den ihnen zugänglichen Kreisen der höhern Gesellschaft unheimlich fühlen müßten; daß sie wohl gar sich darin nicht zu bewegen verstehen würden; indessen lehrt die Erfahrung, daß, wenn auch einige derselben, bei sonst gesunden Sinnen, sich in solchen Kreisen wirklich herzlich langweilen mochten, andere dagegen sich, ihrer Neigung nach, zu wahren Lions heranbildeten. Jene Kreise sind keine Zauberkreise, und wären

[1]) Nach dem Besitz der Epaulettes! —

sie es, die paar Formeln, welche nöthig sind, um diese Kreise für sich zu öffnen, lernt jeder junge Mann bald, wenn er nur einige geistige Bildung besitzt. Möchte man doch nicht vergessen, daß in den Befreiungskriegen eine große Zahl der Offiziere in der preußischen Armee aus den Unteroffizieren hervorging, und daß trotzdem das preußische Offiziercorps sich zu jener Zeit überall durch eine Haltung und ein Verhalten auszeichnete, wie man es ihm zur Erwerbung des rechten Ansehens in der Gesellschaft nur für alle Zeiten wünschen könnte.

Mag aber die Zahl der zur Beförderung zum Offizier gelangenden Unteroffiziere groß oder klein sein; im Verhältniß zum Ganzen wiegt der Umstand zu wenig, um damit zu erklären, daß das Material zu tüchtigen Unteroffizieren in der preußischen Armee immer mehr abnimmt.

Daß wohlhabende Bürger und Bauern vielleicht ihre Söhne als zu gut dafür ansehen, um als Unteroffiziere in einer Armee zu dienen, von der sie nun einmal glauben, daß darin einem hochmüthigen Junkerthum der Stellung der Unteroffiziere gegenüber eine zu hohe Bedeutung gegeben und ein zu großer Spielraum für deren Behandlung gewährt würde, ließe sich allenfalls dadurch erklären, daß man wirklich in manchen Kreisen sich den Anschein giebt, als wäre man in den Ansichten über die Stellung der Unteroffiziere nicht mit den Anforderungen fortgeschritten, welche die Zeit und die Bildung des Volks jetzt an sie stellen.

Wenn man in der oft erwähnten Broschüre des Generals v. Griesheim S. 10 liest: „Das Befehlen hat einen so großen Reiz, daß erfahrungsmäßig höchst selten ein Unteroffizier, wenn er in seiner Laufbahn nicht ganz verunglückt ist, in ein Verhältniß als Knecht zurückkehrt, obschon er aus einem solchen hervorgegangen", so wird man unwillkürlich an die Bauernknechte, die Söhne der ehemaligen Hintersassen, erinnert, aus welchen die Armee, den militärischen Blättern nach, jetzt, bis auf einen verschwindenden Theil, besteht; und wenn man an einer andern Stelle findet, daß „das Unteroffiziercorps der Mannschaft gegenüber eine fremde und unrichtige Stellung erhält, wenn es nicht wenigstens zum großen Theil, unmittelbar aus den Dienstpflichtigen hervorgeht" so könnte das fast auf die Vermuthung bringen, als erkenne man an manchen Orten in den, doch als so bornirt angegebenen, Bauernknechten das rechte Material für einen — preußischen Unteroffizier. — Solche Anführungen können freilich dem Bürgerthum keine Ermunterung gewähren, seine Söhne der Laufbahn eines Unteroffiziers in der Armee zu widmen. Daß man in den sogenannten technischen Waffen wohl von jeher andere

Ansichten über die Stellung und Bestimmung eines Unteroffiziers hatte, dies mag die moralische Ursache sein, daß man in diesen Waffen weniger über Mangel an Unteroffizieren klagen hörte, und, was noch wichtiger ist — daß diese Waffen meist ausgezeichnete Unteroffiziere besaßen und besitzen. —

Mögen sich indessen immerhin die wohlhabenden Bürger und Bauern dadurch zurückgeschreckt sehen; daß aber jetzt zugleich auch die Söhne der ärmern Volksklassen, welche noch vor circa zwanzig Jahren es als ein Glück ansahen, die ehrenvolle Stellung eines Unteroffiziers in der Armee einzunehmen, sich nicht mehr dazu drängen, läßt sich nicht aus dem Umstande erklären, daß bei dem Fortschritt der Industrie und der Gewerbthätigkeit ihnen darin zu geringe materielle Vortheile geboten würden. — Der Staat hat für Verbesserung der Lage der Unteroffiziere seit längerer Zeit sehr viel gethan, und es läßt sich hoffen, daß er in dem Maße, als die zur Existenz nothwendigen Mittel immer theurer werden, auch darin nach seinen Kräften fortfährt [1]). — Ist die Existenz eines Unteroffiziers auch keine glänzende, so ist sie doch eine gesicherte; auch bei bescheidenen Ansprüchen und Bedürfnissen eine auskömmliche, und gewiß befinden sich zwei Drittel des Volks in einer noch weniger guten Lage. Daß die große Mehrzahl der ärmeren Klasse jetzt oft eine nur dem Bedürfnisse des Augenblicks genügende, unsichere, vagabondirende Existenz einer solchen vorzieht, ist nur die Scheu vor den zu übernehmenden Pflichten, vor der Thätigkeit eines geregelten Berufs und deutet auf einen sittlichen Verfall dieser Klasse in den letzten Jahren. Es ist die Frucht einer mehr kirchlich-frommen als moralisch-sittlichen, einer mehr verdummenden als aufklärenden Erziehung. —

Eine zweckmäßig geleitete militärische Heranbildung der Jugend erscheint hier als die einzige Abhülfe. Sie würde in vielen Knaben die Neigung entwickeln, sich bleibend dem stehenden Heere auch in der Stellung eines Unteroffiziers zu widmen; jedenfalls aber auch bei einer zweijährigen Dienstzeit ein tüchtiges Material an jungen Leuten bieten, welche im

---

[1]) Wenn die Kreuz-Broschüre S. 11 sagt: „Noch weiter auf dem eben beschrittenen Wege fortzugehen, empfiehlt sich übrigens schon um deswillen nicht, weil die Unteroffiziere — wie leicht nachzuweisen — in den höheren Gehaltsklassen bereits viel besser gestellt sind, als die jüngern Offiziere", so ist das letztere beinahe richtig, aber nicht maßgebend; denn das sich nahezu gleichstehende Einkommen haben die Unteroffiziere im glücklichen Falle erst am Ende, die Offiziere am Anfange ihrer Laufbahn.

Stande wären, schon im zweiten Jahre mit Erfolg die Funktionen eines Unteroffiziers zu übernehmen.

So lange dies nicht der Fall ist, werden freilich die Unteroffizierschulen in ihrer Erweiterung nothwendig bleiben, obgleich sie auch nicht ganz das leisten können, was hier als dringend nothwendig erscheint, d. h. den Unteroffizieren die zu ihrer Bestimmung nöthige geistige und körperliche Entwickelung zu geben. Dazu erhalten diese Schulen die Zöglinge in einem zu hohen Alter (bekanntlich dem der eintretenden Dienstpflichtigkeit). — Hier wären Unteroffizier-Kadettenhäuser an der Stelle, in welchen den ärmern Volksklassen die Hülfe und Gelegenheit geboten würde, ihre sonst körperlich und geistig gesunden Söhne, die sie bei ihren geringen Mitteln mit Schmerz oft zu Vagabonden heranwachsen sehen, einem ehrenvollen Beruf entgegenzuführen. Wenn man hier einen Widerspruch gegen das über Kadettenhäuser früher Gesagte finden sollte, so muß man nicht vergessen, daß der Gesichtskreis eines Unteroffiziers, ohne Beeinträchtigung einer tüchtigen Wirksamkeit, ein beschränkter sein darf; daß aus diesen Anstalten zwar dann auch eine dem Staate dankbare Armuth hervorgehen würde; aber eine solche, welche an das Leben und den Staat selbst nur bescheidene Ansprüche stellt, keine exclusive und bevorzugte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen will.

Daß bei einer gesteigerten geistigen Bildung, verbunden mit der rechten körperlichen Entwickelung, ein junger Mann befähigt wird, sich die für seine Verwendung im Kriege nothwendigen Fertigkeiten schneller und früher anzueignen, als ein anderer, war so nahe liegend, daß der Staat nur seiner Pflicht genügte, die allgemeine Wehrpflicht für den Einzelnen möglichst zu erleichtern, indem er für solche die Dienstzeit im Heere auf ein Jahr verkürzte. Nur wurde diese Begünstigung dadurch, daß der betreffende einjährige Freiwillige sich während dieser Zeit selbst bekleiden und erhalten muß, gewissermaßen wieder ein Privilegium des Geldes, welches sich redlichen Vätern, denen die Heranbildung des Sohnes ohnedies Opfer genug gekostet hat, nur zu häufig sehr fühlbar macht.

Solche gebildete junge Leute, wie sie bei den einjährigen Freiwilligen vorausgesetzt werden müssen, würden ein ganz gutes Material zur Ergänzung der Landwehroffiziere geboten haben und noch bieten, wenn trotz ihrer Bildung die Dienstzeit von einem Jahre dafür nicht eine zu kurze wäre. Sie reicht nur gerade aus, um aus ihnen einen brauchbaren Soldaten für den Fall eines eintretenden Krieges zu machen.

Es sollte weder im stehenden Heere noch in der Landwehr Einer zum Offizier gelangen, welcher nicht wenigstens ein Jahr mit den Funk-

tionen eines Unteroffiziers vertraut gemacht wäre, nicht wenigstens eine Tour von Rekruten vollständig einexercirt und herangebildet hätte. Nur durch diese Vorübungen erhält der Offizier später Soldaten gegenüber die nothwendige Autorität, die hinreichende Festigkeit und Haltung beim Commandiren, die rechte Art und Weise, sie zu behandeln und ihre Leistungen richtig zu schätzen. Man ist im Irrthum, wenn man glaubt, die Ausbildung von Rekruten könnte keinen so jungen Leuten anvertraut werden. Vielfache Erfahrung hat gelehrt, daß, bei richtiger Anleitung und Anregung, gerade solche junge Leute dabei sehr bald einen besonderen Fleiß und Wetteifer zeigen und Vortreffliches leisten. Immer ein und dieselben Unteroffiziere, wie sie in manchen Compagnien stets zum Eindrillen der Rekruten gebraucht werden, stumpfen dabei leicht ab und betreiben die Sache bald nach einem gewohnten Schlendrian.

Wer also von den Freiwilligen die Ehre genießen will, im Kriege die Stelle eines Führers einzunehmen, mag auch das Opfer bringen, ein zweites Dienstjahr daran zu setzen, wenn er dieses zweite Jahr auch erst zu einer ihm gelegenen Zeit nachholte, z. B. ein Referendarius in der langen Reihe von Jahren, in welcher er auf eine Anstellung als besoldeter Assessor warten muß. Wer die zwei Jahre nicht opfern will oder kann, mag in die Reihen Derer zurücktreten, denen er an militärischer Kenntniß um wenig oder gar nichts voransteht; hält man es dabei wirklich für nicht ersprießlich oder für nicht passend, solche gebildete junge Leute in den Reihen der Gemeinen zu sehen, so mag man aus ihnen, wie es in den Befreiungskriegen geschah, besondere Compagnien oder Corps formiren, in welchen es ihnen gestattet wäre, sich die für einen Offizier nothwendigen Erfordernisse im Kriege selbst zu erwerben. Solche Compagnien könnten bei Aufgaben des kleinen Krieges, wo es auf Intelligenz und eine gewisse Keckheit der Einzelnen ankommt, die besten Dienste leisten. Solchen Freiwilligen, welche die Prüfung für den einjährigen Dienst ablegen, welche sich aber von vornherein für den genannten Zweck auf zwei Dienstjahre verpflichten, müßten nicht allein von vornherein alle Emolumente gleich den andern Soldaten geboten werden, sondern auch im zweiten Jahre und später als Landwehr-Offizieren (oder auch nur als Unteroffizieren) einige materielle Begünstigungen; es würde sich dafür ein mehr als hinreichendes Material finden.

Auf solchem Wege würden wir Landwehroffiziere erhalten, die auch den militärischen Anforderungen genügen. Daß sie, namentlich die jüngeren, das letztere bisher nicht vermochten, ist aber auch der einzige Vorwurf, den man ihnen machen konnte. Ueberall fehlte es nicht an dem

guten Willen und, wenn man einerseits bei manchen die hinreichende Dienstkenntniß und die streng militärische Haltung vermißte, welche Landwehrleuten gegenüber mehr als irgendwo nothwendig sind, so mußte man andererseits zugeben, daß sie in mancher Beziehung sehr vortheilhaft auf die Leute einwirkten und in vielen Fällen durch Beschwichtigung und ernste Ansprache manches da beseitigten, wo es selbst Offizieren der Linie weniger leicht möglich gewesen wäre.

Ein anderes vortreffliches Material für Landwehr-Offiziere, und nicht das schlechteste, würden die aus dem stehenden Heere ausscheidenden oder entlassenen Unteroffiziere darbieten, wenn sie sich als solche vollständig und tüchtig bewährt haben, moralisch und geistig dazu befähigt sind. Es ist fraglich, ob man nicht an manchen Orten vielleicht aus gewissen Antipathien und Nebenrücksichten, mehr als gut war, verabsäumte, von diesem gerade für die Landwehr-Subaltern-Offiziere bestgeeigneten und vorzüglichen Material hinreichende Anwendung zu machen. Wenigstens scheint bei den Wahlen der Landwehroffiziere jetzt mehr als sonst gewissen sich verbreitenden Lebensansichten, wenn nicht Vorurtheilen, Rechnung getragen zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß jeder, welcher in die Gemeinschaft preußischer Offiziere eintreten will, makellos an seiner Ehre in der Gesellschaft dastehen muß. Diese Ehre ist aber keine specifische, deren Maßstab etwa nur nach den Ansichten oder Vorurtheilen einer einzelnen Genossenschaft aufgestellt werden könnte, sondern sie ist Gemeingut Aller, und muß als solche in der Gesammtheit angesehen werden. — Das Ballottement irgend einer sich freiwillig zusammenschließenden Gesellschaft hat Sinn, denn sie kann sich in ihren Gesetzen die Eigenschaften feststellen, welche sie von ihren Mitgliedern verlangt, und es muß den Mitgliedern überlassen bleiben, durch die Mehrzahl zu entscheiden, ob ein zum Eintritt in die Gesellschaft sich Anmeldender die vorgeschriebenen Eigenschaften besitzt, und ob er für die Gesellschaft paßt. Eine solche Verbindung könnte immerhin jemanden nicht in ihre Mitte aufnehmen, der trotzdem in der Welt als der ehrenhafteste Mann dasteht, und kein Vernünftiger würde daran Anstoß nehmen.

Ein Offizier-Corps ist aber keine so freiwillig zusammengetretene Gesellschaft, sondern ein für den Zweck des Krieges gebildetes und besoldetes Institut des Staates, der vor allem entscheidet, wie bei den einzelnen Gliedern der Bestimmung und dem Zwecke am besten gedient ist. Daher müßte hier schon eine einzige Stimme hinreichen, die Beförderung irgend eines jungen Mannes zum Offizier zu verhindern, wenn

diese Stimme mit vom Staate anerkannten und erwiesenen Aufstellungen dagegen auftritt, während jetzt die Mehrzahl nach Principien abstimmen kann, welche weder mit den Institutionen des Staates übereinstimmen, noch dem Zwecke desselben dienen. Nicht Majorität, sondern Autorität! lehrt stets die Kreuzzeitung, und hier ist dieser ihr Lehrsatz gewiß am Ort. —

Um zum Verständniß nur ein Beispiel anzuführen, liegt der Fall vor, wo ein einjähriger Freiwilliger, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, an Körper und Geist vortrefflich ausgestattet und ausgebildet, moralisch durchaus tadellos, mit großer Neigung Soldat, nachdem sich dieser Freiwillige alle erforderlichen Eigenschaften zum Landwehroffizier erwarb, von seinem Commandeur zum Landwehroffizier vorgeschlagen wurde, aber in der Wahl durchfiel. Der Unglückliche war ein — Jude. Bei der nächsten Mobilmachung that er für die Zeit derselben, wegen seiner tüchtigen Dienstkenntniß, die Dienste eines Feldwebels, was beinahe auf die Vermuthung führen könnte, daß ein Feldwebel weniger Christ zu sein brauchte, als ein Lieutenant. — —

Wie nur die Straßen-Demokratie es war, welche der Reaktion wieder zur Macht verhalf, wie seit der Zeit die Kreuzzeitung mit ihrer Dienerschaft nur wiederum der Demokratie in die Hände arbeitet, so diente von jeher der lächerliche Judenhaß mit den ihn nährenden Vorurtheilen der Menge nur dazu, den Juden in ihrer Stellung zu den Christen eine Bedeutung zu geben, welche sie ohne dies gar nicht hätten. — Dieser Judenhaß ist es, welcher die Juden zu Schutz und Hülfe überall in eine abgeschlossene Masse zusammenführte; er ist es, welcher seit Jahrhunderten ihre geistige Spannkraft weckte und ihnen die so oft bewunderte Geistesschärfe giebt; er ist es endlich, welcher sie davon zurückscheucht, sich durch technische Gewerbe ꝛc. zu ernähren, und sie statt dessen zum Schacher und Wucher drängt. Da nun in der Regel Arbeit höchstens wohlhabend, Handel und Wandel aber sehr oft reich macht, so befinden sich die Juden verhältnißmäßig im Besitz eines großen Theils des Geldes, dessen Besitz ihnen wiederum eine Macht giebt, der sich selbst Könige und Fürsten an manchen Orten und zu gewissen Zeiten unterwerfen mußten. —

So klar dies alles ist, so geht es damit, wie mit den Duellen und andern Ueberlieferungen aus dem Mittelalter; dergleichen Vorurtheile sind so tief im Volke eingewurzelt, in Fleisch und Blut übergegangen, daß an ihre Vertilgung gar nicht zu denken ist.

Die alten Griechen und Römer waren gewiß tapfer und kriegerisch, den Zweikampf kannten sie aber nur auf dem Schlachtfelde. Daß aber

schon damals der Glaube vorhanden war, die Götter könnten dem Einzelnen dabei Beistand leisten, finden wir schon im Homer. Dieser Glaube wurde mit in das Christenthum hinüber genommen und so weit ausgebildet, daß man annahm, Gott würde der Unschuld zu Gefallen selbst einmal bestehende Naturgesetze verändern. So entstanden die Ordalien und gerichtlichen Zweikämpfe. Jene erhielten sich nur wenige Jahrhunderte, denn obgleich die Priester in ihrer Vertrautheit mit der Natur oft dem Beistande Gottes einige Nachhülfe zu geben verstanden, so kam man doch bald zur rechten Erkenntniß. Die Zweikämpfe pflanzten sich jedoch in den Duellen fort, weil solchen die nun einmal in jedem Menschen mehr oder weniger steckende Raufluft hinreichende Nahrung bot. — Um eine Beleidigung zu rächen oder zu sühnen, um seine Mannesehre zu wahren, greift der Bauer zum Knüttel, der Matrose zum Messer, der Gentleman zum Degen, werfen sich die Einen Steine, die Andern mittelst einiger Gran Pulver Bleikugeln gegen den Kopf. — Der nach den Philosophen jedem Menschen innewohnende Mordsinn des Raubthieres erhält also nur nach dem Bildungsgrade einen verschiedenen Ausdruck; in der Hauptsache ist kein Unterschied, nur sind die Waffen verschiedene und in den letzteren Fällen die Formen veredelte. Kommt der jugendmüthige Student mit seinem Hegel nicht weiter, so steckt er sich in den „Paukwichs" und beweist auf der Mensur, daß er keinen „dummen Jungen" auf sich sitzen läßt. — —

Genug, es wird so lange Duelle geben, als es überhaupt Schlägereien und Raufereien giebt; auch die besten Gesetze können dabei nichts ändern, höchstens nur — strafen. Von dieser Wahrheit sind selbst hohe Gerichtshöfe durchdrungen, und mag man das Duell immerhin ein Vorurtheil nennen, man muß sich freuen, wenn man sieht, wie ehrwürdige Herren zwischen den staubigen Akten sich noch so viel Geistesfrische bewahrt haben, daß man bei ihnen erkennt, wie sie in den Erinnerungen einer schönen Jugendzeit noch zu leben und sich auszusprechen verstehen. —

Die Duelle werden bleiben, so lange es Kriege giebt, und diese so lange, als noch Menschen auf der Erde leben — trotz aller Friedens-Apostel.

XIII.

Die preußische Marine. — Deutschland. — Schluß.

Seit das erhabene Haus der Hohenzollern „vom Fels zum Meere" vordrang, gab es bis jetzt aus demselben nur einen Regenten, welcher

seinen Blick auch über das Meer hinaus ausdehnte. Es war der große Kurfürst, welcher selbst eine brandenburgische Kolonie — Friedrichsburg — an der Westküste Afrika's gründete. Wie es aber meist den besten Fürsten geht — das großartige Unternehmen scheiterte an der Unfähigkeit und der Untreue seiner Beamten. Die Thatsache ist bekannt genug. Eine weniger bekannte ist aber, daß Preußen im vorigen Jahrhundert eine Seeschlacht lieferte. Als nämlich im Jahre 1759 eine schwedische Kriegsflotte in das große Haff eindrang, rüstete Stettin seine Kauffahrtei-Schiffe mit den Geschützen aus dem dortigen Zeughause zu Kriegsschiffen aus, und diese segelten muthig der feindlichen Flotte auf dem Haff entgegen. Allerdings unterlagen die braven Pommern mit ihrer so gebildeten unvollkommenen Seemacht; doch dauerte der Kampf mehrere Stunden, einige Schiffe wurden in den Grund gebohrt, andere genommen, einige retteten sich stark beschädigt nach Ziegenort, und nur wenige kehrten nach Stettin zurück. Aber der Zweck war erreicht, die feindliche Flotte wurde von allen weiteren Unternehmungen zurückgeschreckt. Das thaten die Väter! — Als sich im Jahre 1848 die dänische Fregatte Hafren so dicht vor den Swinemünder Hafen legte, daß man vom Ufer aus fast die Stückpforten zählen konnte und deutlich die Raaen erkannte; als diese Fregatte preußische Schiffe fast unter den Kanonen des Forts wegnahm, wurde auch viel geredet und geschrieben, wurden auch einige matte Versuche zu Vorbereitungen für einen Angriff gemacht, der sie wenigstens verjagen sollte. — Das thaten die Söhne! —

Bei alledem lebt jetzt in unserer preußischen Marine ein frischer Geist, welcher sich nach Thaten sehnt und solchen Schimpf, wie er damals der Ehre Preußens angethan wurde, nicht wieder dulden wird. Ihr Abenteuer an der Nordküste Afrika's, wenn auch die geringe Zahl gegen die so überlegene der Riffpiraten nichts auszurichten vermochte, lehrt wenigstens, daß preußische Waffen auch jenseits der Meere die Ehre des Vaterlandes aufrecht zu erhalten verstehen, wenn nur dieses Vaterland den Kämpfern die hinreichenden Mittel dazu gewährt. Ob aber der tapfere Prinz, als er sich von dem angeborenen Heldenmuthe der Hohenzollern fortreißen ließ, selbst sein Leben so kühn einzusetzen, wohl daran dachte, daß, wenn die verhängnißvolle Kugel sein edles Herz traf, auch mit ihm die Hoffnung der preußischen Marine dahinsank? Mochte er auch fühlen, daß wenigstens Etwas für die Ehre der jungen Marine gethan werden mußte, solch große Opfer müssen mit dem Zweck im Verhältniß stehen.

Preußens Handelsflotte steht den Handelsflotten anderer großen Seemächte wenig nach; in Verbindung mit den norddeutschen Seestädten ist

sie nach denen von Amerika und England die größte. — Kann es eine Frage sein, ob eine solche Flotte des Schutzes zur See bedarf? — Eine perfide Politik hat Preußen eine Gestalt gegeben, welche es zwingt, seine herrlichen Kräfte zu verzetteln und, während das preußische Volk in Industrie und Gewerben, in Kenntniß und Thätigkeit mit allen Völkern der Welt wetteifern kann, wird es durch diesen Umstand dazu gezwungen, im Verhältniß nur geringe Mittel auf seine Marine zu verwenden. Aber es bedurfte nur eines leisen Anstoßes von Seiten seines Königs, und sofort erwachte Preußens Patriotismus; freudig und bereitwillig sammelte überall das schon so hoch besteuerte Volk, und Knaben und Jungfrauen gaben und geben ihr Scherflein. — Was würde ein solcher Patriotismus nicht erst leisten, würden ihm noch höhere Ziele gesteckt, wird er einst in die rechte Bahn geleitet.

Indessen auch andere deutsche Länder geben freiwillig ihre Beiträge, den preußischen Adler zu kräftigen, um jenseits der Meere die deutsche Ehre und die Früchte deutschen Fleißes und deutscher Intelligenz zu schützen. Mit ihrer Annahme ist dieser Zweck fortan der Ehre Preußens verpfändet, und Preußen wird das Pfand einzulösen verstehen. — Für diese Aufgabe wird fortan eine preußisch-deutsche oder eine deutsch-preußische Kriegsflotte (wie sie deutsche Gründlichkeit nun gerade nennen will) die Meere durchkreuzen. Sie wird in allen Welttheilen die Interessen des deutschen Handels wahrnehmen und schützen; fortan werden Deutsche dort nicht nöthig haben, sich in den Schutz der Gesandten fremder Mächte zu begeben. Deutschland wird auf diesem Wege endlich, wenn auch allmälig, seine ihm zustehende Weltstellung einnehmen. Solche Zwecke sind an sich schon groß genug, um alle Kräfte des Volks anzuspannen und seine Theilnahme aufzurufen, und unbegreiflich ist es, daß die Aristokratie des Landes im Verhältniß dabei zurückzubleiben scheint. Als im vorigen Jahrhundert ein englischer Matrose Jenkins von Spaniern an Nase und Ohren verstümmelt wurde, solches im Oberhause berichtete und sagte, wie er dabei „seine Seele Gott, seine Rache dem Vaterlande empfohlen hätte", drängten beide Häuser die Regierung zum Kriege gegen Spanien; denn, mag auch die englische Aristokratie sein, wie sie will, an Nationalstolz fehlte es ihr niemals. Wird unsere Aristokratie darin der englischen nachstehen wollen? —

Aber auch bei der preußischen Armee hat man eine geringere Theilnahme für die Kriegsflotte wahrnehmen wollen, und hier liegt die Ursache davon wohl darin, daß man bloß den Zweck des Küstenschutzes im Auge hatte, und daß man in Rücksicht darauf aus der Geschichte aller Kriege

weiß, wie ein ſolcher durch eine Kriegsflotte, wäre ſie auch noch ſo groß, weniger vollſtändig gewährt wird, als durch befeſtigte Punkte an der Küſte, durch bequeme Communication längs der letzteren und durch eine tüchtige Landarmee; daß es mit einem Worte mehr darauf ankommt, die Landung eines feindlichen Corps zu verhüten und, wenn ſie gelungen, dem letztern zu rechter Zeit und mit den rechten Kräften entgegenzutreten. Selbſt England mit ſeiner großen Kriegsmarine war faſt niemals im Stande, dergleichen Landungen durch Unternehmungen zur See zu verhüten, und würde es jetzt um ſo weniger ſein, je mehr der Dampf die Schiffe von Wind und Wetter unabhängig gemacht hat. —

Solche See-Expeditionen, wenn ſie nicht in enger Verbindung mit den Operationen zu Lande ſtehen, fallen aber in der Regel für den Unternehmer koſtſpieliger und nachtheiliger aus, als ſie dem, gegen welchen ſie gerichtet ſind, gefährlich werden, wenn dieſer ihnen zu begegnen verſteht. Entweder die gelandeten Corps werden von ihren Schiffen abgeſchnitten und müſſen zuletzt capituliren, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts den ruſſiſch-engliſchen Corps in Holland ging; oder ſie ſind endlich froh, wie einſt die Engländer in Corunna, die letzten Trümmer der Expedition auf ihre Schiffe zu retten. Die Unternehmung gegen die Krim gelang nur, weil den Verbündeten die Verbindung zur See noch leichter war, als den Ruſſen zu Lande.

Strategiſche Umgehungen von Seiten des Feindes ſehen nur für den Unkundigen gefährlich aus, und der erfahrene Militär konnte vorausſagen, daß die Sendung des Neffen nach Toskana, um in Venetien im Rücken der am Mincio ſtehenden Oeſtreicher zu operiren, nur eine Finte war, und daß Napoleon ihn bald genug an ſich heranziehen würde. Darum darf man ſich darüber beruhigen, daß, wenn etwa einſt preußiſche Armeen am Rheine gegen Frankreich kämpfen würden, dies letztere mit einem beſonderen Corps im Rücken derſelben an der Nord- oder Oſtſee-Küſte zu landen wagte. Eine ſolche Unternehmung könnte leicht für die feindliche Macht ſehr kläglich ausfallen.

Ganz anders läge freilich die Sache, wäre nur der Fall denkbar, daß etwa z. B. ein König von Hannover einem ſolchen feindlichen Unternehmen die Hand böte. Ein ſolcher Verrath am deutſchen Vaterlande iſt aber jetzt von einem deutſchen Fürſten, kam dergleichen auch wohl früher vor, nicht mehr zu erwarten; und wäre es der Fall, der Fürſt würde in heutigen Tagen damit ſein Volk leicht in ein gefährliches Schwanken zwiſchen der Ehre des Landes und der dem angeſtammten Fürſten ſchuldigen Treue bringen.

Die Herstellung einer Kriegsflotte aus bloßer Rücksicht auf Dänemark würde Preußens nicht einmal würdig sein. Mit diesem kecken Ländchen abzurechnen, reichte ein einziges preußisches Armeecorps hin, wenn die europäische Diplomatie, unter deren Schutz sich jener Staat weiß, es nicht verhinderte. Schon der Heros des preußischen Volkes, der alte Blücher, sagte: Die Fehler der Diplomaten (er nannte sie dabei Federfuchser) müssen stets mit dem Blute der Soldaten berichtigt werden; er hätte eben so gut sagen können: was mit dem kostbaren Blute der Söhne des Landes gewonnen, kann zu Zeiten durch die Diplomatie wieder verloren gehen.

Preußen hat keine Kolonien, welche ihre Reichthümer ihm zuführen; die Produkte der Tropenwelt erhält es aus dritter Hand; es besitzt keine Goldgruben ꝛc.; die Quellen seines Wohlstandes sind einzig und allein die Arbeit und Intelligenz seiner Bewohner. Darum ist seine Aufgabe, überall, wie auch bei der Armee, mit den geringsten Mitteln den größtmöglichen Erfolg zu erreichen. Bei seiner neugeschaffenen Kriegsflotte wird es in diesem Bestreben dadurch unterstützt, daß es alle neueren Einrichtungen und Erfindungen beim Bau und bei der Ausrüstung seiner neu aufzubringenden Kriegsschiffe anwenden kann. Für ihre wichtigste Bestimmung, Preußens und Deutschlands Namen geachtet in alle Welttheile zu tragen, müssen sie von entsprechender, imponirender Größe sein — Linienschiffe, Fregatten; für den Schutz der Häfen, gegen die Blokade durch einzelne feindliche Kriegsschiffe, reicht die Kanonenboot-Flotille aus. Durch Prämien zu veranlassen, daß die Kauffahrtei-Schiffe so erbaut werden, daß sie für den Fall eines Krieges sofort in Kriegsschiffe umgewandelt werden können, ist ein vortreffliches Mittel bei einem Lande, das in seinen Mitteln für die Marine beschränkt ist.

Daß der Entwickelung der preußischen Seemacht viele Schwierigkeiten entgegenstehen, wissen wir so gut, wie es die Engländer uns nur sagen konnten — der feste Wille und die Intelligenz haben aber schon ganz andere Schwierigkeiten überwunden. Wir haben keine Kriegshäfen von großer Bedeutung; der Jahdebusen kostet noch viele Millionen, bevor er dazu gemacht ist, und ist er fertig, so gebe der Himmel, daß es auf dem Lande nicht an süßem, im Hafen nicht an salzigem Wasser fehlt. Wir haben noch keine Seeoffiziere, die sich in großen Unternehmungen einen Namen machen konnten; aber diejenigen, welche wir haben, sind desto eifriger in ihrem Beruf, weil sie wissen, daß auf ihrem Streben die Hoffnung des Landes beruht. Wir haben ein Material an Seeleuten und Seesoldaten, um welches uns selbst England beneiden könnte. — Noch Jahrzehnde

werden vergehen, bevor Preußens Kriegsflotte Seeschlachten liefern könnte, so berühmt wie sie England oder Frankreich aufzuweisen hat; aber auch die schöne große Kriegsflotte der Russen wurde von diesen selbst im Krimkriege zur Hälfte versenkt, zur Hälfte versteckte sie sich hinter den Batterien von Kronstadt. Wie zu Lande, auch zur See muß der Geist es thun, wenn die materiellen Mittel versagen. — Macht sich auch jetzt noch England über die winzige preußische Kriegsflotte lustig — wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Begeisterung für die Flotte würde eine noch weit größere sein, die Sammlungen dafür würden einen noch größeren Erfolg haben, wenn nicht ein unglückseliges Mißtrauen sich noch vieler Geister bemächtigt hätte, wenn nicht Deutschland einst die Schmach erlebt hätte, daß die durch die Anstrengungen des deutschen Volkes geschaffene Flotte, welche schon manche Probe ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatte, wie eine gemeine Waare öffentlich versteigert und unter den Hammer gebracht wurde. Nicht, daß es geschah, gereicht Deutschland zur Schande, sondern daß es geschehen konnte. Das arme Deutschland hat aber schon so viel ertragen, daß es ihm auf ein Mehr oder Weniger gar nicht mehr ankommen kann.

Einst schlugen die Juden Christum an das Kreuz, und gerade sie waren dazu bestimmt, nach dem Untergange ihres Reichs das Christenthum über die ganze Erde zu verbreiten. — Einst waren es die Deutschen, welche die hohe Kultur und Bildung der alten Welt vernichteten, und welche das Mittelalter, diese Zeit der Rohheit, der Barbarei und des Aberglaubens, möglich machten. Sollte etwa die rächende Nemesis das schönste Land der Erde, das große, herrliche deutsche Volk, auch zum Untergange bestimmt haben, damit die Deutschen sich genöthigt sehen (der Anfang ist schon gemacht), die neugeschaffene Kultur und Bildung, ihre Arbeitsamkeit und ihren Kunstfleiß, ihr Gefühl für Wahrheit und Recht in alle Welttheile zu tragen und an allen Orten dem überhand nehmenden Materialismus mit ihrem Idealismus entgegenzutreten? Die Möglichkeit seines Untergangs können wenigstens diejenigen nicht ableugnen, welche an der Hand der Geschichte gehen. Die Anzeichen sind vorhanden und die Ursachen fehlen nicht.

In allen großen Staaten, deren Untergang die Geschichte vorführt, ging einem solchen innere Corruption und Materialismus im Volke voraus, gab es innere Zerrissenheit und unversöhnliche Parteien, welche in frevelhafter Selbstsucht ihre Interessen über die des Vaterlandes stellten, zeigte sich Uebermuth und Frivolität bei den Großen und Vornehmen, Entsittlichung und Servilismus bei den Kleinen und Niedern,

ging allmälig eine Provinz nach der andern an den Grenzen verloren, und stellte sich zuletzt im Innern ein unglückseliger Dualismus ein, der endlich zu einem innern Kampfe führte und dem Auslande die Gelegenheit bot, sich einzumischen — das Verhängniß zu erfüllen.

Was fehlt von dem allen noch in Deutschland? Um nur von den letztern Ursachen zu sprechen, hat es nicht schon Burgund, Lothringen, Elsaß, Liefland, Kurland, Schleswig verloren? Wird jetzt nicht selbst Holstein zur Schande Deutschlands allmälig danisirt? Stand in Deutschland der Dualismus sich nicht schon einmal in Waffen gegenüber, wird und kann endlich der Kampf unterbleiben? — Was vor dem Untergange des jüdischen Staats Israel und Juda, vor dem des schönen Griechenlands der Aetolische und Achäische Bund, vor dem des großen Römerreichs Ost und West war; was vor dem Untergange Polens in neuerer Zeit die Warschauer und Targowitzer Konföderation waren; erinnert das alles nicht an den Gegensatz, in welchem Süd und Nord in Deutschland schon jetzt steht? Hier Protestantismus, dort Katholicismus; hier Verstand und Gemüth, dort Gefühl und Herz im Volke vorherrschend; hier Spekulation, dort Negation; hier abschließender Kastengeist und langweilige Vornehmthuerei, dort gemüthliche Geselligkeit und leicht geweckter Frohsinn; hier Blasirtheit und Frivolität, dort Verdummung und Fanatismus; hier ein hochmüthiges Junkerthum, dort ein stolzes Priesterthum; hier klares Wissen und unklares Wollen, dort klares Wollen und ein unklares Wissen; hier jesuitische Prediger, dort predigende Jesuiten u. s. w. u. s. w. Genug, in vielem, fast in allem, findet sich ein Gegensatz, und nur in Einem Uebereinstimmung — in der Selbstsucht und im Jesuitismus des staatlichen Lebens. —

Hat man doch schon den unglücklichen Dualismus für die Vertheidigung Deutschlands in ein System bringen und einen verschiedenen Oberbefehl dabei für den Norden und für den Süden aktenmäßig niederlegen wollen, als wäre dies nicht die Fortsetzung der seit bald zwei Jahrhunderten bestandenen Kalamität, bei welcher, von gegenseitiger Eifersucht und von gegenseitigem Verrath ganz abgesehen, auf der einen Seite verdorben wurde, was auf der andern gut gemacht war; wo die somit lahm gelegte Kriegsthätigkeit auf allen Seiten Deutschland nur stets Schande, Jammer und Noth brachte. Auf solchem Wege wird die Kriegsmacht Deutschlands nichts weiter als ein Riese, dem man zu seiner Vertheidigung und zur Abwehr des Feindes abwechselnd bald die eine, bald die andere Hand festbindet. Schon jetzt weisen Schriften aus dem Süden darauf hin, wie es mit der Freiheit des — deutschen Volkes? ach nein! —

der kleinen deutschen Fürsten vorbei sein könnte, wenn Preußen im Kampfe gegen Frankreich siegreich wäre. Wie nun, wenn, für den Fall eines solchen preußischen Siegeszuges im Norden, solche Gedanken im Süden an entscheidenden Stellen sich auch einfänden? Noch giebt es in Deutschland Räume zur Bildung neuer Königreiche! — Schon der weise Salomo sagte: Was ist es, das geschehen ist? *Eben das, was hernach geschehen wird.* Was ist es, das man gethan hat? *Eben das, was man hernach wieder thun wird.* —

Die Hochweisen und Hochmüthigen im Lande werden mit verächtlichem Lächeln auf solche Auslassungen eines schlichten Verstandes, eines vom Unglücke des Vaterlandes tief bewegten Gemüths herabsehen, sie werden dieselben Visionen eines Träumers nennen. — Immerhin, aber mit aller ihrer Weisheit, mit allem ihrem Hochmuthe werden sie auch in Zukunft nicht können, was sie in der Vergangenheit nicht vermochten. — Traurig ist und bleibt es, daß ein großes, herrliches, altberühmtes Volk sich nun schon ein halbes Jahrhundert damit abmüht, seine verschiedenen Stämme zur Einheit und Einigkeit zu verschmelzen, wogegen in vergangenen Jahrhunderten oft ein so kleines Mittelchen, wie es Schiller seinen Alba dem Don Carlos in Erinnerung rufen läßt, hinreichte, ein solches Resultat in einem kurzen Moment zu schaffen. — Auch Du, an *rechtem* Geist so reicher, an den rechten Mitteln aber so armer National-Verein, wirst es nicht vermögen; auch Du wirst nicht verhindern, daß früh oder spät der Ruf „finis Germaniae" durch die Welt erschallt! — Wird etwa noch in letzter Stunde der deutsche Bundestag retten?" Was kann *der* thun! er dreht sich rechts, er dreht sich links; er bleibt immer derselbe. —

Jedes System kleiner Staaten ist ohnmächtig — mag es Staatenbund oder Bundesstaat genannt werden — wenn nicht eine überwiegende Macht an seiner Spitze steht, welche die Kraft aller in eine Hand vereinigt. Das letztere herbeizuführen war einst das edle Streben der so verrufenen deutschen National-Versammlung zu Frankfurt — sie ist damit gescheitert. Wer will es jetzt erreichen!?

Zwar ruft man wieder nach einem deutschen Parlament, aber das deutsche Volk sehnt sich nicht nach einer zweiten Auflage der Akten der Paulskirche. Ein Parlament, ohne die Macht zu haben, seine Beschlüsse auszuführen, würde nur dem Auslande wiederum den Stoff liefern, sich über unser vergebliches deutsches Abmühen lustig zu machen, würde wiederum nichts weiter sein, als ein Uebungs- und Tummelplatz für die Rhetorik deutscher Professoren. Es ist in allen deutschen Ländern nachgerade genug gesprochen und geschwatzt, geschrieben und gedruckt worden.

Deutschland erwartet eine That, — und diese erwartet es von denen, welche dazu berufen sind, von seinen Fürsten.

Schon einmal wurde ein Napoleon die Geißel der Fürsten und Völker, damit sie zur Erkenntniß dessen kämen, was Noth thut, was recht und wahr ist. Soll ein zweiter Napoleon es noch einmal werden? Soll Deutschland noch einmal die Schande erleben, daß seine Fürsten, wie in Erfurt, sich im dienenden Gefolge eines übermüthigen corsischen Advokatensohnes befinden? daß ein solcher nach Belieben deutsche Königskronen schaffen, und mit dem Winke seines Fingers deutsche Fürstenhäuser aufhören lassen kann zu regieren? — Wenn einst von neuem solcher Schimpf über Deutschland käme, seine Ehre noch einmal mit Füßen getreten wäre, dann würde freilich wieder der Ruf erschallen: „Das Palladium ist entwendet, führt alle Völker ins Gefecht!“ Wird er aber wiederum ein so lautes Echo im Volke finden, das sich nach den Mitteln zur Abwehr der Unbill heiser geschrien? Kann das deutsche Volk dann wie im Jahre 1813 so schnell zum Kampfe aufspringen, wenn seine Glieder von dem langen Knieen vor den Thronen gelähmt sind? —

Darum knüpfen viele in Deutschland ihre Hoffnung daran, daß bald die deutschen Fürsten in selbsteigener Person tagen möchten, damit sie, wie einst auf dem Königsstuhl zu Rense, Deutschland wieder einen Oberherrn geben, bevor es zu spät ist. — Sollte es den Fürsten, deren Vätern es ja einst so leicht wurde, einem mächtigen Fremdling zur Verfolgung seiner ehrgeizigen Zwecke ihre Mannen zu stellen, die Söhne ihres Landes einem solchen Götzen in Rußland und Spanien zum Opfer darzubringen, jetzt so sehr schwer werden, bei der Gefahr des Vaterlandes, dem Aufrufe eines mächtigen, vaterländischen Fürsten Folge zu geben, zu ihrer und der eigenen Sicherheit? —

Conventionen einzelner Fürsten erinnern nur an die Convention, welche Preußen 1806 mit Kurhessen geschlossen hatte. Als die Gefahr nahete, und Preußen zur Abwehr seine Truppen zusammenzog, hielt der Kurfürst die seinigen zurück. Zwar blieb später die Strafe nicht aus — aber Preußen, wie Deutschland, war damit wenig geholfen.

Doch was nützt die Kenntniß dessen, was die Weltgeschichte lehrt, und daß sie das — Weltgericht ist! — Nicht weil vor mehr als hundert Jahren Franz Stephan von Lothringen sein Herzogthum gegen Toskana vertauschte, irren zur Strafe — wie der General Graf von Lüttichau sagt — seine Nachkommen ohne Krone umher; denn nach dem Gesetz der Legitimität können Fürsten zwar ihre Völker, nicht aber Völker ihre Fürsten vertauschen, wie es z. B. in neuester Zeit Neapel gethan hat

und dafür büßen muß. — Nein, das war es also nicht; sondern, weil das Haus Habsburg hierbei, nur um seine Hausmacht zu vermehren, Verrath übte am deutschen Volke, und einen seiner edelsten Theile dabei in französische Hände lieferte. Das Spielen mit dem Wohle und Wehe, mit der Existenz eines Volkes findet früh oder spät seine rächende Nemesis, und nur zu wahr sind die Worte, welche der edle Herr auch anführt: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein und sicher."

Doch genug! Deutschland wird wohl erst dann eins und einig sein, wenn der rothe Bart des alten Barbarossa im Kyffhäuser eine Länge erhalten hat, daß er nicht mehr allein den Marmortisch, sondern alle Gauen Deutschlands umschließen könnte. Bis dahin aber wird von Deutschland nichts mehr übrig sein, als die Erinnerung daran, und unsere späten Enkel werden sich von einem großen, mächtigen Lande erzählen, welches einst diesen Namen führte, und sie werden das mit — fremder Zunge thun. Die Geschichte aber wird nicht unterlassen, die Namen Derer aufzuzeichnen, welche die Schuld trugen an seinem Untergange. —

Die Wege des Allmächtigen sind unbegreiflich und wunderbar; die aber in ihnen wandeln, sollen darum die Hände nicht in den Schoß legen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE